

## Inhalt

### Kolumnen ...

- 3** Hermann Schulz  
Stellt Euch endlich, Ihr Memmen!
- 4** Wolfgang Belitz  
Tafeldienst

### Schwerpunkt:

#### Schönes Chaos Ruhrgebiet II

- 5** Robert Bosshard  
Hauptstadtchaos an der Ruhr
- 6** Hatice Aksoy-Woinek  
Die osmanische Geschichte der Uhlandstraße –  
fragmentarische Erinnerungen
- 10** Thomas Hackenfort  
Vereint im Widerspruch  
Warum Leuchttürme mehr als nur ein Kerzenlicht  
benötigen
- 12** Manfred Walz  
Nachricht:  
Die betonbrechende Pflanze
- 13** Stefan Hochstadt  
Dortmund schlägt Gelsenkirchen  
Vom Unsinn des Städterankings
- 16** Müzeyyen Dreessen  
Unsere Generation übernimmt Verantwortung  
zur Eröffnung der Moschee in Duisburg-Marxloh
- 18** Hartmut Dreier  
Scharoun-Schule Marl – gerettet

### 1WURF

- 20** Ralf Syring  
Palästina: Wider falsche Alternativen

### Menschenorte 2

- 21** Anna Musinszki, Manfred Walz  
Ruhrinsel: bei Gabriele Voss + Christoph Hübner

### papier+www

- 21** Wilhelm Neurohr  
EU-Demokratiedefizit  
Ein Europa der Bürger oder ein Europa der Konzerne?
- 22** Wolf-Dieter Just  
"Humanitarian Aid is no Crime!" Bericht von einer  
Reise zur Grenze zwischen den USA und Mexiko

### PALÄSTINA

- 22** Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost –  
„Wie hält es die ev. Kirche in Duisburg mit der  
Meinungsfreiheit?“

|                                    |          |
|------------------------------------|----------|
| Impressum ...                      | Seite 14 |
| Abo-Bestellschein ...              | Seite 22 |
| Lesetipps ...                      | Seite 23 |
| Anzeige KD-Bank ...                | Seite 9  |
| Anzeige BerlinStory ...            | Seite 11 |
| Anzeige Klartext Verlag ...        | Seite 15 |
| Gratulation an Peter Hammer Verlag | Seite 20 |
| Anzeige Peter Hammer Verlag ...    | Seite 24 |

## Editorial

„Aus der Zeit gegen die Zeit“: Fritz Vogt, ehemaliger Leiter und einziger Angestellter der „Raiffeisenbank Gammesfeld“ (vgl. AMOS 1|2008, S.17f) wurde lange belächelt und ignoriert. Nun ist er in den Medien gefragt – seit der (noch gar nicht „ausgewachsenen“) Krise des Wirtschaftssystems mit seinen „systemischen“ Banken und seinen nicht-systemischen (oder doch-systemischen?) Konzernen wie OPEL. In einer TV-Sendung sagte Vogt jüngst zu Sandra Maischberger auf ihre Frage, was diese Krise im Blick auf die Zukunft bedeute: „Der Planet hat erst mal eine Atempause, es ist wenigstens gut für die Natur.“ AMOS weiß sich „verqueren“ Menschen verbunden.

Im Fortschreiben am Schwerpunktthema „Schönes Chaos Ruhrgebiet“ bringen wir jetzt den 2. Teil. Wir hatten viele Beiträge zum Ruhrgebiet, dieser für Pleiten, Firmenschließungen und Entlassungen exemplarischen Region, wo sich – inmitten des strukturell (und so manches Mal auch kriminell) verursachten sozial-ökonomischen und sonstigen Desasters – trotz alledem und überall auch die Kraft und der Witz und die Widerständigkeit der Menschen zeigt in einfach schönem Chaos, ja, in Kontrast zum „Mainstream“.

Eine „Liebeserklärung“ an besondere Menschen in poetischen Orten im Ruhrgebiet bringen wir neuerdings in jedem AMOS; die Reihe „Menschenorte“ – nun der zweite Beitrag.

Eine weitere Neuerung: Wir haben inzwischen eine ziemlich erweiterte Homepage ([www.AMOS-Zeitschrift.de](http://www.AMOS-Zeitschrift.de)), und immer wieder erreichen uns Beiträge, die wir für sehr wichtig halten, aber wegen ihres Umfangs im AMOS-Heft nicht unterbringen können. Bisher standen sie nur auf der Homepage. Jetzt mixen wir die Medien: Heft-plus-Homepage, papier+www. In diesem Heft beginnen wir mit zwei – jeweils angerissenen – Beiträgen, die, wenn's am spannendsten wird, auf unserer Homepage weiter gelesen werden können:

- Wilhelm Neurohr: „Ist Europa noch zu retten“ – eine Kritik an der existierenden EU in Gestalt des Nizza- und Lissabon-Vertrages, im Zeichen der Europawahlen in 2009;
- Wolf-Dieter Just (AMOS-Mitherausgeber): Bericht von einer Solidaritätsreise zur befestigten Grenze zwischen USA und Mexiko – mit Impulsen für die Solidaritätsarbeit an den Grenzen der Festung Europa

Ralf Syring begrüßen wir als den diesjährigen AMOS-Jahreskolumnisten für die Reihe „1würfe“. Aktiver Internationalist schon in seinem Theologiestudium in Amsterdam und Bochum (ESG in den „68ern“), praktiziert er als Kinderarzt seit Jahrzehnten „im Süden“ des Globus: El Salvador, Angola, Mozambique, Senegal. Sein erster Einwurf geht um Gaza und u.a. deutsche Reaktionen bzw. Ablenkungsdebatten. Er war im Januar 2009 für medico international mit anderen „concerned medical physicians“ in Gaza, um das Ausmaß der Schäden an den Menschen und dem Gesundheitssystem zu untersuchen. Ab April 2009 wird er dann im östlichen Kongo in HIV-Programmen arbeiten.

Für die vier „1würfe“ von Roland Günter in 2008 sagen wir hier ebenso Dank wie für alle Arbeit „unserer“ anderen Kolumnisten, u.a. Wolfgang Belitz, Hermann Schulz – und so manches Mal Uri Avenery – und für die Mitarbeit vieler anderer engagierter Autorinnen und Autoren!

Manfred Walz hat seit 1984, also seit 25 Jahren!, jedem AMOS ein immer unverwechselbares Titelbild geschenkt, in diesem Heft zusätzlich eine „Nachricht“ und etliche persönliche Zeilen über sich selbst. Wer diese fast 100 Titelbilder sehen möchte und damit seinen bildnerischen Kommentaren zum Zeitgeschehen weiter nachspüren oder endlich auf die Schliche kommen möchte, ist herzlich eingeladen zur Ausstellung seiner AMOS-Titelbilder: Samstag, 9. Mai 2009, ab 15 Uhr auf Zeche Carl in Essen-Nord. Dort palavert und spinnst dann auch die AMOS-Redaktion öffentlich über die aktuellen Zeiten, über Widerstand, mögliche Perspektiven und nächste Themen.

Dieser lange Nachmittag ist Teil eines 10-tägigen Programms mit, von und um Robert Bosshard – vom 1. bis 10. Mai 2009 auf Zeche Carl: Robert Bosshard, der zum Kreis der regelmäßig mitarbeitenden AMOS-Autoren und -Mitdenkenden gehört, stellt seine in den vergangenen 40 Jahre im Ruhrgebiet entstandenen Bilder und Objekte aus – inmitten seines reichhaltigen Gesamtprogramms mit täglich wechselnden Ereignissen (mehr Infos und ausführliches Programm unter : [www.maschinenhaus-essen.de](http://www.maschinenhaus-essen.de)).

Wir wünschen interessierte Freude am Lesen vom „Schönen Chaos Ruhrgebiet II“ – und künftig so manche ähnliche Entdeckungen in unserer Region und anderswo!

Ihr/Euer AMOS

Hermann Schulz

## Stellt Euch endlich, Ihr Memmen!

Mit dieser Überschrift erschien am 1. März 2009 ein Artikel von Christian Ankowitsch in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung; Untertitel: „Die Krise als Männerproblem“. Ich wollte im AMOS nicht über die Wirtschaftskrise schreiben. Mein geplantes Thema war die Vereinsamung von Männern; der Gleichaltrigen, die nach der Pensionierung entweder vertrotteln oder depressiv werden; der Jungen, die in den Schulklassen hoffnungslos hinter den Mädchen zurückhängen; der Männer im mittleren Alter, die sich zwischen Karrierekämpfen, Familienstress und Anpassung an feministischen Forderungen zerreiben und alles vergessen haben, was man unter stark und mutig, unter „männlich“ versteht.

Als ich den FAZ-Artikel las – Berichte über das Verhalten von Zumwinkel, Rick Wagoner von GM, Hartmut Mehdorn, den Managern der Hypo RE oder den Käufern von Märklin (die Liste ist sehr lang!) –, erinnerte ich mich daran, als Junge von 12 Jahren mit Zumwinkel am Niederrhein Fußball gespielt zu haben (meistens durfte er nicht mitspielen, so als hätten wir etwas gehaut!), und dass die Männerwelt in eine erschreckende Schieflage geraten ist.

Zurzeit schreibe ich zusammen mit den Schülerinnen und Schülern einer Schulklasse eine Geschichte. Die Mädchen schreiben ihre Szenen allein oder in Gruppen durchweg wunderbar kreativ. Sie folgen den Diskussionen mit klugen Beiträgen, schreiben offen auch über Gefühle und Stimmungen. Die Jungen bringen nicht mehr als trotzig Gegenstimmen und hölzerne Texte zustande und verbergen ihre gefühlte Wut über die Überlegenheit der Mädchen nur mühsam.

Bei einem Klassentreffen Gleichaltriger (geboren zwischen 1938 und 1940) erschöpften sich die Gespräche mit den Männern erschreckend schnell, als Karriere, Ehe und Ehescheidungen, Probleme mit den Kindern abgehakt waren. Gespräche mit den Frauen sind dagegen durchweg frei von Angebereien; sie zeigen Nachdenklichkeit, Bewusstsein von ihrem Leben – und Neugierde, etwas wirklich Wichtiges zu erfahren.

Die meisten Männer, denen ich begegne und die ich vorsichtig anspreche, haben keine männlichen Freunde, mit denen sie sich austauschen. Zu mehr als zu „Kumpeln“ haben sie es nicht gebracht, das Flussbett Freundschaft scheint ausgetrocknet zu sein.

Kein Wunder, dass „Kumpanei“ in der männerbeherrschten Wirtschaft das einsame Markenzeichen einer ganzen Generation ist: So viel Geld wie möglich, so wenig Verantwortung wie möglich, protziges Gehabe. Von Versagen unter ihrem Regime haben sie nichts gewusst oder leugnen – und pochen, obwohl Milliarden auf Sand gesetzt wurden, auf Einhaltung von Verträgen und Zahlung ihrer Boni.

Was ist da los? Die einzige Antwort, die mir einfällt: Männer reden nicht mit Männern. Sie fürchten Konkurrenz, pochen auf die Hierarchie, haben Angst, sich und ihre Gefühle (wenn sie denn noch welche wahrnehmen) zu offenbaren. Selbst von diesen Ängsten reden sie zu niemandem, aus Sorge, sie könnten Schwächen zeigen. Vermutlich reden sie auch

nicht mit ihren Frauen, um das Erfolgsbild nicht zu gefährden. Diese Sprachlosigkeit ist einer der Gründe für das Scheitern vieler Ehen. Weil die Frauen es einfach satt haben, mit einem Gefühls-Zombie ins Bett zu gehen.



Oda Jaune: Der Mann als unförmige Unperson (aus SZ, 02.03.09)

Die Forderung des Autors Ankowitsch (s.o.): „Sie müssen endlich die Klappe aufmachen und Auskunft geben über den Kern ihres Mannseins!“ bleibt deshalb ein unerfüllbarer Wunsch. Wie soll jemand die Klappe aufmachen, der keine Ahnung hat von „Männlichkeit“, der die wunderbaren Möglichkeiten, als „Mann mit Verantwortung und Mut“ zu leben, erfolgreich lebenslang verdrängt hat?

Wenn die Prominenten in Wirtschaft und Politik (und ähnliche Mischpoke) über den Kern ihres „Mannseins“ den Mund aufmachen, kämen nur Sprechblasen heraus. Wie soll ein Mann über sich selbst sprechen, der es nie gelernt hat? Der in Schulen gegangen ist, wo 80 % des Lehrpersonals aus Frauen besteht? Deren Väter schon verlernt hatten, sich wie „Männer“ und wirkliche Väter zu verhalten? – und deren Frauen das oft tatkräftig unterstützen!

Wie befreiend das Sprechen „unter Männern“ sein kann, habe ich durch die Freundschaft mit einem Wuppertaler Schriftsteller erfahren, der auch nicht die peinlichsten, schönsten, erhabensten und verschrobensten Erfahrungen auslöst. Wie das geht, ist kein Geheimnis: Er redet nicht von seinen Erfolgen, er redet von sich selbst! Erwähnt sei auch ein Gesprächskreis von Männern, den der Therapeut Martin Goldstein vor Jahren ins Leben gerufen hat. Hier finden die Debatten über wahre Männlichkeit statt. Ich bin sicher: Aus diesem Kreis wird uns kein Mehdorn oder Zumwinkel erwachsen. Das ist doch schon ein Anfang, oder?

*Hermann Schulz lebt als Autor in Wuppertal. Er leitete von 1967 bis 2001 den Peter Hammer Verlag und schreibt augenblicklich an einem Roman über einen Afrika-Missionar. Im Herbst 2009 erscheint im Carlsen-Verlag sein neues Buch für Kinder, der Roman „Mandela und Nelson. Das Länderspiel“ (über Fußball in Afrika). Das Kindermusical nach seinem Buch „Die schlaue Mama Sambona“ wird im Herbst in Westfalen, Sansibar und Bagamoyo aufgeführt.*

Wolfgang Belitz

## Tafeldienst

In meiner Stadt sind auf den Asphalt der Toreinfahrt am Straßenrand neben dem „Dönerexpress“ in großen weißen Lettern zwei Sätze von Nelson Mandela gemalt:

„Armut zu überwinden ist keine Geste der Barmherzigkeit. Es ist ein Akt der Gerechtigkeit.“

Ich will sehr hoffen, dass dahinter eine klare Kritik am Tafeldienst der Armenfreunde steckt, der auch in meiner Stadt eine Erfolgsgeschichte ist. Motivation, Organisation, Mobilisation, Reaktion, alles ist wunderbar. Wikipedia teilt dazu mit: „Tafel ist die Bezeichnung für eine gemeinnützige Hilfsorganisation, die qualitativ einwandfreie Lebensmittel, die im Wirtschaftskreislauf nicht mehr verwertet und ansonsten vernichtet werden, an Bedürftige verteilt.“

Die Zahlen sind beeindruckend. Die erste deutsche Tafel entstand 1993 in Berlin. Heute gibt es 808 Tafeln (12/2008) mit 1.700 Ausgabestellen, darunter in allen deutschen Großstädten und fast allen deutschen Städten mit mehr als 50.000 EinwohnerInnen. Bundesweit gehören ca. eine Million Menschen, darunter 250.000 Kinder, zu den „Tafelkunden“. Sie alle sind ausnahmslos EmpfängerInnen staatlicher Leistungen (ALG II/Sozialgeld oder Grundsicherung), von denen ein Mensch sich nicht ernähren und kleiden kann.

Da hilft die Tafel: 32.000 ehrenamtliche TafelhelferInnen sind im Einsatz, und es werden immer mehr. Dazu kommen wenige Angestellte, etliche Zivildienstleistende, Arbeitslose in Förderprogrammen und 3.000 „1-Euro-Kräfte“. Die Finanzierung der Tafeln läuft ausschließlich über Mitglieder, Sponsoren und Spender. Alles ist gut und alles in allem handelt es sich um die größte soziale Bewegung im Deutschland der Gegenwart, die bei genauerem Hinsehen als eine Charity-Bewegung der unteren Mittelschicht zu erkennen ist. Die Kirchen waren an der Entstehung der Tafelbewegung nicht beteiligt, unterstützen sie nun aber tatkräftig, gelegentlich durch die Überlassung von Gemeindehäusern, die für das Gemeindeleben zu teuer geworden sind.

In den Zeiten der Sozialen Marktwirtschaft gab es in Deutschland keine Tafeln. Ohne die Zeit verklären zu wollen, lässt sich doch sagen, dass die Soziale Marktwirtschaft die Marktfreiheit und ihre Verwerfungen immer mit dem staatlichen Handeln für soziale Gerechtigkeit durch den Steuer- und Sozialstaat konfrontieren wollte. Erst als 1982 nach der „geistig-moralischen Wende“ die neoliberale Konterrevolution auch unser Land zu erfassen begann, zerfiel dieser Anspruch allmählich und der Marktfundamentalismus nahm wieder eine beherrschende Stellung ein. Den Reichen ging es besser und die Armut wurde größer. Die staatlichen Sozialleistungen wurden abgebaut und die Tafeln wurden aufgebaut. Bis zur rot-grünen Regierungsperiode gab es von 1994 bis 1998 eine Steigerung der Tafeln von 4 auf 100. Dann kam die Regierung Schröder und die Zahl der Tafeln stieg zwischen 1998 und 2005 von 100 auf 540. Die Fortsetzung der neoliberalen Politik auf hohem Niveau in der Großen Koalition führte zu einem weiteren Ansteigen der Tafeln von 540 auf 808 am Jahresende 2008. Die Tafelbewegung ist eine logische Folgeerscheinung des neoliberalen Staatsverständnisses. Der Sozialstaat muss zurückgebaut und die Sozialleistungen müssen auf ein Minimum begrenzt werden. So bleiben 351 € im Monat für Nahrung, Kleidung, Gesundheit und Bildung, Kultur und Freizeit

eines erwachsenen „ARGE-Kunden“ und einer erwachsenen „ARGE-Kundin“. Kinder bis 13 Jahre erhalten für ihr ganzes Leben 211 € im Monat.

Da trifft es sich gut, dass nun die Tafeln im Gemeinwesen erschienen sind. Nahrungsergänzungsmittel ohne zusätzliche Kosten für den Staat. Ehrenamtliche BürgerInnen der unteren Mittelschicht werden gebraucht als Ausfallbürgen für den sozialen Rechtsstaat. Diese Entwicklung stellt einen völligen Bruch dar mit der sozialgeschichtlichen und sozialstaatlichen Tradition unseres Landes. Zufall oder Programm?

Fest steht, dass der Hartz-Kommission, die das Elend vorbereitet hat, neben einem Vertreter der Unternehmensberatung Roland Berger Strategy Consultants auch ein Direktor der Unternehmensberatung McKinsey & Company angehört hat. Mit den Hartz IV-Gesetzen hat sich 2005 die Armut durch Gesetz drastisch vermehrt, vor allem die der Kinder.

Die Tafeln nun sind nicht dazu da, die Armut zu bekämpfen, sondern zu bewältigen (Stefan Selke) durch soziales Handeln oder wie Mandela sagt durch barmherzige Gesten. Nun tauchen im Internet Texte auf, die darauf verweisen, dass McKinsey nicht nur bei der Vermehrung der Armut mitgewirkt hat, sondern jetzt auch bei deren gesellschaftlicher Bewältigung durch die Tafeln. Ich vernehme mit Erstaunen und Verständnis aus dem Internet: „McKinsey-Leitfäden zur Gründung und zum Management von Tafeln gehören in jeder deutschen Tafelfiliale zur Standardausstattung.“ So könnte sich der neoliberale Teufelskreis geschlossen haben.

Alles ist wunderbar, wenn da nicht die sozialen Grundrechte des Menschen wären. Sie begründen den Rechtsanspruch eines jeden/einer jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine/ihre Familie, einschließlich ausreichender Ernährung, Bekleidung und Unterbringung. (Menschenrechtskonvention der UN vom 16.12.1966) Die Rechtsansprüche der Grundrechte des Menschen haben nichts zu tun mit den Tafeldiensten unter der Regie von McKinsey. Sie müssen eingelöst werden durch den „demokratischen und sozialen Bundesstaat“ Deutschland (Art. 20 GG) und den „republikanischen, demokratischen und sozialen Rechtsstaat“ Deutschland (Art. 28 GG).

Bei uns ist nun durch die tapfere Gegenwehr der Betroffenen immerhin die Situation eingetreten, dass die dritte Gewalt eine Entscheidung fällen muss. Dem Bundesverfassungsgericht liegen die beiden Fragen zur Entscheidung vor, ob 351 € für das ganze Leben eines Erwachsenen und 211 € für das Kinderleben den Rechtsanspruch der Menschenrechte erfüllen. Das Bundesverfassungsgericht muss eine Entscheidung treffen: Ist die Erfüllung der Menschenrechte eine „Geste der Barmherzigkeit“ der unteren Mittelschicht unter der Führung der neoliberalen Unternehmensberatung McKinsey oder ist die Erfüllung der Menschenrechte ein „Akt der Gerechtigkeit“, zu dem die Verfassung die soziale Demokratie verpflichtet. Der gesunde Menschenverstand weiß die Antwort. Das neoliberale Machtkartell weiß sie zu verhindern.

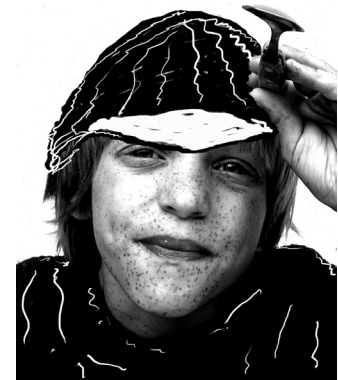
---

*Wolfgang Belitz ist Mitherausgeber und seit 10 Jahren ständiger Kolumnist des AMOS. Er ist seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westfalen und lebt in Unna.*



# Hauptstadtchaos an der Ruhr

Rap © TJ Robo



Oh ja  
 Die Schwerindustrie ist dahin  
 Das Finanzkapital verzoxt  
 Die Unternehmermoral verstoxt  
 Alle Verantwortung verzoxt  
 Und die Gemeinwirtschaft pocht  
 Auf Privatisierung  
 Sonst auf Nichts  
 Versteckt als Überdross  
 Verkommt der Überfluss  
 Zum Teufelskuss  
 Der Rentabilitätsaussicht  
 Amputiert die Arbeit vom Produkt  
 Verarscht das Werk  
 Vernascht den Wert  
 Und wer nicht tickt  
 Der wird ins Prekariat verschickt

In ihrem fein gestickten Netz Elendiglich  
 verstrickt Die öffentliche Verwaltung Hat  
 Ihren sozialen Sinn In Überwachungskameras  
 gesteckt Die eigene Impotenz verdeckt Fal-  
 sche Gerechtigkeit ausgeheckt Und typisch  
 bürokratisch standhaft Ihre Wirkungslosigkeit  
 als Kraft Und die arbeitslose Zeit als Macht  
 Zwecks Verschleierung maroder Zonen Einen  
 Planet of Visions geboren Typisch Bürokraten  
 Dem Bürger entzogen Der Presse gewogen  
 Dem Populismus unterworfen Um die eigenen  
 Fehlplanungen zu rationalisieren Die eigenen  
 Blamagen zu legitimieren Die Hilfsbedürf-  
 tigen zu demoralisieren Die Kooperations-  
 willigen zu demotivieren Die Behinderten zu  
 desillusionieren Oh ja Wenn Ihr nichts rafft  
 So bleibt Euch nichts als Scheyttern So fol-  
 gen notgedrungen Pleitgen auf Pleitgen Oh ja  
 Ihr werdet im eignen Chaos vereitern

Ach Ihr  
 Die Ihr nur noch s'Scheyttern checkt  
 Und nichts als Pleitgen produziert  
 Euer Chaos ist verdreckt  
 Falsch halluziniert  
 Oh ja

Klingt  
 wie 'ne gute  
 Kneipe Mit freiem  
 Ausschank Die Politik der  
 Region Nach friedlichem Klang  
 An behüteten Plätzen Der Politik-  
 gesang Aber sei es rezitiert oder  
 gepfiffen Bei herzlich geerdeter  
 Umgarnung Gerinnt noch  
 immer Menschenblut Zu  
 Betonbauten

Wie damals In Oberhausen Als sie das Centro  
 aquirierten Gleichzeitig drei Politiker aus dieser  
 Stadt In Düsseldorf ministrierten Zu Fehlinvesti-  
 tionen von über hundert Millionen führten Dazu  
 noch für zwanzig Millionen Den Gasometer zum  
 Wahrzeichen auserkoren Eine zur xxm-Größe  
 geliftete Litfasssäule propagierten Und zusätzlich  
 die blödeste Mall Europas ausstudierten Und dort  
 hindirigieren um der Stadt die City wegzugieren  
 Das Warenhaus als Neuen Mitte zu inszenieren  
 Die gesamte öffentliche Stadtkultur total zer-  
 störten Sodass nun schon nach wenigen Jahren  
 Diese Kommune die schwerste Schuldenlast  
 Ganz Deutschlands zu verkraften hat Nur allein  
 die Shop in Shops top finanziert noch funktionie-  
 ren Sodass Oberhausen den Namen tauschen  
 sollte Vielleicht wieder Esprit: Gute-Hoffnung-  
 Stadt heißen Wieder sich um den Sozialstaat  
 sich reißen Und ein Grundeinkommen für alle  
 verheißen

Denn der Überlebenskampf  
 Der lauert jetzt grad da  
 Wo zwischen Hamborn  
 Und dem Dortmunder Norden  
 Dem Herkunftsland der Alltagsorgen  
 Die Gelände wieder absaufen  
 Die Einkommen zerrinnen  
 Verstärkt noch durch die Erhöhung der Mieten  
 Die millionenfache Sicherheiten zum Verschwinden bringen

Es ist nicht Gold wert Drähte zu den abgehobenen Chargen In Händen zu halten  
 Jene Marionetten um Rührung anzuflehen Auf dass sie noch mehr Ruhrhauptstadt mimen  
 Dabei den Sozialen Frieden segnen Und damit auf Imagewerbung gehen  
 Um die Auswirkungen des permanenten Scheytterns und der massenhaften Pleitgen auszugleichen  
 Die Demokratie bedarf anderer Zeichen Muss von Generation zu Generation soziale Ungerechtigkeiten ausgleichen  
 Braucht Humus um Wurzeln schlagen zu können Raum zum Überleben Will Widersprüche als Konflikte austragen  
 Also Schluss mit Scheyttern Stoppt die Pleitgen  
 Lasst uns eigene Netzwerke stricken  
 Sie hochfrequentig ticken  
 Oû jäh !

Zum Autor: Text-Jockey Robo hat seinen Wohnsitz in Oberhausen, das in den Gründerjahren (nach der dortigen Hütte) Gute Hoffnung Stadt heißen sollte, und gehört zum AMOS-Autorenteam (mail: robert.bosshard@kamp-dsl.de).

Zu den Personen Scheytt (Kulturdezernent der Stadt Essen a.D.) und Pleitgen (Intendant des WDR Köln a.D.): Sie fungieren als Sprecher der offiziellen Kulturhauptstadt-2010-Propagandainitiativen und personalisieren das Bemühen, die realen Bedürfnisse der Ruhrgebietsbevölkerung zu überspielen und wegzulügen.

Hatice Aksoy-Woinek

## Die osmanische Geschichte der Uhlandstraße - fragmentarische Erinnerungen

*Da wallt dem Deutschen auch sein Blut, Er trifft des Türken Pferd so gut,  
Er haut ihm ab mit einem Streich Die beiden Vorderfüß' zugleich.  
Als er das Tier zu Fall gebracht, Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,  
Er schwingt es auf des Reiters Kopf, Haut durch bis auf den Sattelknopf;  
Haut auch den Sattel noch zu Stücken Und tief noch in des Pferdes Rücken;  
Zur Rechten sieht man wie zur Linken, Einen halben Türken heruntersinken.  
(4. Strophe der Ballade „Als Kaiser Rotbart lobesam“ von Ludwig Uhland)*

Ob der alte Dichter sich wohl im Grabe umdrehen würde, wenn er wüsste, welche Straße ausgerechnet nach ihm benannt wurde, hier in Herne-Sodingen? (...) Welche Schublade auch alle zehn Jahre geöffnet wird, eins ist klar: Die Osmanen kamen doch, Herr Uhland!

### Die Frühphase (1978 – 1988): Die Zeit der „Orient-ierung“

1978 war das Jahr, in dem ein Papst den anderen ablöste. Im Oktober wurde dann Karol Wojtyła zum Papst gewählt und blieb es auch über die gesamte drei Jahrzehnte währende osmanische Geschichte der Uhlandstraße.

Ende Januar 1978 zogen wir in diese Straße, zwei Monate vor der Stilllegung der Zeche Mont-Cenis. (...) Wir waren eine der ersten türkischen Familien, nach uns kamen noch viele. Vor uns waren eine italienische, sieben oder acht griechische und ansonsten deutsch-polnische Familien da. Diese zogen nach und nach weg. (...) In die leer gewordenen Wohnungen zogen dann Marokkaner und Tunesier ein.

Auf dem Foto sehen sich die Häuser der Uhlandstraße zum Verwechseln ähnlich. Doch das Sehen ist eben nicht alles, was dem Menschen zu seiner Orientierung und Entscheidung verhilft. Unterschiedliche Gerüche der diversen Küchen und unterschiedliche Hygienevorstellungen provozierten gelegentlich den Geruchssinn der einzelnen Parteien. Auch das Hörvermögen war offensichtlich unterschiedlich gefördert und gefordert worden. Vor allem durch die Schichtarbeit waren berufstätige Nachbarn auf ihren ungestörten Schlaf angewiesen. Doch einige Familien kannten diesbezüglich keine Tages- und Nachtzeiten, auch nicht für ihre Kinder.

Gelegentlich streckte ein Nachbar, der von der Nachtschicht gekommen war und tagsüber schlafen wollte, den Kopf aus dem Fenster, fluchte fuchsteufelswild auf die Kinder, deren Väter und Mütter, die sie nicht beaufsichtigen geschweige denn erziehen konnten. Das traf die Ehre der sich angesprochen fühlenden Familie, die sich nicht nur mit Worten zur Wehr setzen wollte, und im Nu stand die ganze Straße draußen: die einen als Akteure, die anderen als neugierige Zuschauer. In der Regel endeten solche Gefechte mit dem Herannahen einer Polizeistreife. Die zerstrittenen Parteien sprachen wieder miteinander, sobald sie gemeinsam die Zuschauerrolle spielten, während sich die nächsten Nachbarn wegen irgendeiner Nichtigkeit auf offener Straße beschimpften, beleidigten, bespuckten und schlugen.

Deshalb gab es unausgesprochene Kriterien für bevorzugte und nicht bevorzugte Häuser, als alle Nationalitäten hier

angekommen waren. Man wollte Verwandte und Landsleute zu Nachbarn haben. Das ließ sich aber oft gar nicht umsetzen, weil nicht immer im selben Haus zur gewünschten Zeit eine Wohnung frei wurde. Manchmal machte einem auch die VEBA einen Strich durch die Rechnung. Nicht selten konnte der Eindruck entstehen, dass es den besseren und den weniger guten Ausländer gab. Die Häuser der Italiener und Griechen sahen, wenn auch minimal, etwas besser in Schuss aus als die der anderen. Den Letzten beißen die Hunde. Die Türken konnten fast aufatmen, als sie nicht mehr die zuletzt Gekommenen waren. Die armen Araber!

Die meisten Häuser waren im miserablen, gesundheitsschädlichen Zustand: Es gab keine Badezimmer. Nicht einmal eine Badewanne im Waschkeller wie in den Häusern der Wilhelm-Busch-Straße. So etwas wie einen Waschkeller konnte man sich nicht mal in der Phantasie ausmalen. Die meisten Keller der Uhlandstraße waren nicht einfach feucht, sondern standen je nach Niederschlagslage unter Wasser, waren schimmelig und wurden von Ratten bewohnt. Das Kohle-Holen war daher die größte Strafe für den, der an der Reihe war.

Die Toiletten befanden sich im Flur und wurden von zwei Parteien benutzt. Die Fenster waren undicht und so alt, dass man sich nicht traute, die Rahmen zu putzen, weil das morsche Holz zerbröselte. Die Dächer waren baufällig. Am besten konnte man das zur Winterzeit vom Dachboden aus beobachten. Die zu trocknende Wäsche wurde wegen der angebrochenen Eiszeit steinhart, so dass man hätte müheelos jemanden mit einer bloßen Jeans erschlagen können. Manchmal lag ein Zentimeter Schnee auf der Wäsche. Sogar der weiche Schnee fand seinen Weg durch die einladenden Löcher in den Dächern. Zur Sommerzeit konnte man hingegen staunen, welche Blütenpracht sich hier oben entfaltete. Nicht nur ganze Birkenbäume – da weiß man ja schon, dass sie überall wachsen können –, sondern auch blühende Pflanzen. Die Uhlandstraße war eben ein Trendsetter in Sachen ökologisch wertvolle Dachbegrünung.

In einem der ersten Zechenhäuser am Anfang der Straße wohnte der Hodscha mit seiner Familie. Er war weit davon entfernt, ein echter Moscheevorsteher oder Vorbeter zu sein. Sein Arbeitsfeld konzentrierte sich auf die Vertreibung böser Geister, die unschuldige Menschen anheimgesucht hatten. Und derer gab es viele. An Kunden mangelte es ihm nicht. (...) Es gelang ihm mit Hilfe von Gebeten, Zaubersprüchen und sonstigem Hokusfokus den Menschen zu helfen. Dafür wurde er reichlich belohnt. Psychische und psychosomatische Leiden waren sein Spezialgebiet. Aber auch das Wiederfinden verlorengegangener oder gestohlener Wertsachen bereite ihm keinerlei Probleme. Dazu benötigte er ein blauäugiges Kind. Da diese Augenfarbe unter den Türken eher eine Rarität war, musste die kleine Tochter der griechischen Nachbarn dran glauben. Sie musste in eine mit Wasser gefüllte Schüssel schauen und die Person oder den Ort, den sie sah, beschreiben. Auf diese Art tauchten goldene Armreifen, der Hochzeitsschmuck und dergleichen mehr wieder auf und viele Menschen wurden glücklich gemacht.

Schräg gegenüber von Hodschas Haus lebte eine griechische Familie mit einer sehr alten Großmutter. Diese Frau faszinierte uns alle mit ihren Türkischkenntnissen. Des Rätsels Lösung lag in ihrer Kindheit: Ihre Familie gehörte der noch in der heutigen Türkei lebenden griechischen Bevölkerungsgruppe an. Weil ihre Eltern nicht mehr lebten, hatte sich eine türkische Familie ihrer angenommen und sie großgezogen. Als sie ins heiratsfähige Alter gekommen war, hatte sie die Familie zu Angehörigen nach Griechenland geschickt.

Im Haus Nr. 23 lebten bis zu sieben Parteien. Fünf Wohnungen wechselten regelmäßig die Mieter, zwei blieben bis zum Schluss: das waren meine Familie und die griechische Familie Mavridis. Kinder wie Eltern knüpften im Laufe der gemeinsamen Zeit so ein enges Verhältnis, dass Tante Pelagia und meine Mutter wie zwei Schwestern auftraten und Onkel Savas und mein Vater wie zwei Brüder. Über die Jahre sahen sich diese Geschwisterpaare auch äußerlich immer ähnlicher. Vor allem die Männer hatten so eine vergleichbare Mimik und Gestik, dass man sie hätte verwechseln können. Tante Pelagia kochte als berufstätige Frau und Mutter von drei Kindern vor allem an Wochenenden und zu religiösen Feiertagen die herrlichsten Gerichte. Die Leistungen der griechischen Restaurants sind ein Abklatsch dagegen. Entweder lud sie uns zum Essen ein oder sie brachte uns immer eine große Schüssel nach oben.



Uhlandstraße 2009 (Foto: Lippek)

Weder sie noch meine Mutter beherrschten die deutsche Sprache, eine andere stand ihnen nicht zur Verfügung. So saßen sie stundenlang nebeneinander auf einer Couch, ohne eine bestimmte Sprache zu sprechen. Dennoch hatte man den Eindruck, dass sie sich gegenseitig kaum zu Wort kommen lassen, mit Händen und Füßen, halb Griechisch, halb Türkisch, halb Deutsch und halb Lazisch. Die Lazen sind eine Volksgruppe griechisch-türkischen Ursprungs rund um die Provinz Trabzon am Schwarzen Meer. Vor den Türken lebten hier Griechen, wegen der Türken gingen viele nach Griechenland. Hier heißt die Volksgruppe Pontier oder Pondi (vom Pontischen Gebirge). Zufällig waren wir Nachfahren der Lazen und die Mavridis die der Pontier, der gleichen Volksgruppe also, und als Enkel dieser Minderheitengruppe trafen wir uns mitten im Herzen des Ruhrgebiets. Unsere beiden Familien standen sich zunehmend näher als den eigenen Landsleuten.

Der 11. September hatte zu der Zeit noch nicht die Welt erschüttert. Aber der 12. September 1980 hatte die Türkei ver-

ändert. Es war der Tag der Machtergreifung durch das Militär. Von da an kamen auch andere Türken nach Deutschland, Schriftsteller, Künstler, Studenten, Lehrer und Gewerkschafter, kluge Leute eben. Durch sie wurde das politische Leben der Türken in Deutschland stark geprägt. Die Gründung der Arbeiter- und Kulturvereine wurde entweder von ihnen initiiert oder stark gelenkt. Dies hatte wiederum Einfluss auf die Kommunalpolitik. Es war die Zeit der Friedensbewegung. Deutsche und Ausländer marschierten auf Ostermärschen oder anderen Demos Seite an Seite. Auf jeder dieser Veranstaltungen wurde mindestens einmal der Dichter Nazim Hikmet rezitiert: Leben einzeln und frei wie ein Baum ... oder Das kleine tote Mädchen (aus Hiroshima).

Eben zu dieser Zeit kamen auch in unser Haus diverse politisch Verfolgte. Das sind die fünf übrigen Mietsparteien, die regelmäßig kamen und wieder verschwanden. Einer von ihnen war mein jüngster Onkel, der unmittelbar nach seiner Ankunft den nächsten türkischen Arbeiterverein ausfindig machte und die komplette Familie dort einführte. Er blieb nicht lange, hinterließ der Familie aber die Tradition, jedes Jahr möglichst geschlossen an der Maikundgebung teilzunehmen. Ich erinnere mich noch an zwei Studenten aus Istanbul, die es geschafft hatten, die Türkei rechtzeitig zu verlassen. Sie führten mit uns Heranwachsenden politische und philosophische Gespräche. (...)

Im Mai 1981 rannten die Kinder der Nachbarn die Straße rauf und runter und schrien wie Zeitungsjungen: „Man hat auf den Papst geschossen! Ein Türke war’s, ein Türke hat auf den Papst geschossen!!!“ Ich ging damals in die sechste Klasse. Noch bevor ich den Schulhof betrat, wurde ich von einem ansonsten sehr netten Mitschüler angehalten: „Na, seid ihr jetzt froh? Ihr seid Mörder.“ – Wenn man Traurigkeit über dieses Attentat bei verschiedenen Menschen vergleichen könnte, wäre meine bestimmt unvergleichbar größer als seine, weil der Attentäter eben ein Türke war. Ich schämte mich. (...)

### **Die Blütephase (1988-1998): Interkulturelle Potenziale mit Risiken und Nebenwirkungen**

Meine Mutter verfügte über besondere Heilkräfte. Sie stand mit dem Hodscha keineswegs in einem Konkurrenzverhältnis. Ganz im Gegenteil: Während jener sich auf psychische oder psychosomatische Erkrankungen spezialisierte, befasste sie sich weitgehend mit somatischen Symptomen. Knochenverrenkungen und -brüche waren ihr Gebiet. Mit Olivenöl ertastete sie die schmerzende Stelle, renkte sie wieder ein und verband sie mit wärmenden Mitteln. Sie verstand sich auch auf das Gebiet der Nabelbrüche hervorragend. Dabei musste sie ihren Patienten nicht einmal selbst sehen. Dessen Vorname genügte vollkommen.

So kam es, dass wir einen Anruf von einer griechischen Frau aus Herten bekamen, deren Tochter über starke Bauchschmerzen klagte. Tante Pelagia, die mit zahlreichen anderen griechischen Frauen bei Blaupunkt arbeitete, hatte unter ihren Landsfrauen mit der Werbetrommel für meine Mutter geschlagen und ihre eigenen Erfahrungen zum Besten gegeben. Irgendjemand hatte diese Geschichte über Hernes Grenzen hinausgetragen, wahrscheinlich in die Griechisch-Orthodoxe Kirche in Dortmund, in der sich die griechische Gemeinde aus dem gesamten Ruhrgebiet versammelte. Die Frau am anderen Ende des Telefons musste wohl genaue Instruktionen über das Prozedere erhalten haben, denn sie sagte nur: „Mama sagen,



Katarina krank. Mama kucken, ja?“ Unsere Mama guckte: Dazu nahm sie einen flachen leeren Teller und eine Nähna- del zur Hand, drückte mit dem Zeigefinger die Nadel auf den Teller, hob den Finger und je nachdem, ob die Nadel an dem Finger haften blieb und in welche Richtung sie beim Abfallen hinfiel, gab es unterschiedliche Diagnosen und entsprechend verschiedene Therapierituale. Sie konnte am Fall der Nadel auch sehen, ob es sich eventuell um andere Beschwerden han- delte, für die sie sich nicht zuständig fühlte und dem Patienten empfahl, einen Arzt aufzusuchen. Als Lohn für ihre Arbeit er- hielt sie meist Naturalien: Wolle, Handtücher für die Aussteu- er ihrer Töchter, Unterwäsche oder Lebensmittel.

Das Café an der Händelstraße/Ecke Mont-Cenis-Straße trug den Namen meines Vaters „Bei Osman“, zumindest tagsüber. Hier verkehrten von morgens bis abends die un- terschiedlichsten Kunden verschiedener Herkunft und verschie- dener Gehaltsstufen, vom polnischen Obdachlosen bis zum deutschen Rechtsanwalt, und philosophierten über Gott und die Welt und betrieben Tresenrevolutionen. Mein Vater und meine Mutter stritten sich oft wie Don Camillo und Peppone.

Viele Kunden waren außerstande zu bezahlen, zumindest nicht sofort oder nicht mit Geld. Es wurde gelegentlich mit Naturalien bezahlt: alte Möbelstücke vom Sperrmüll, Wolle zum Stricken, Regenschirme und Ähnliches mehr. Ein Kunde arbeitete bei einer Bäckerei und brachte einmal in der Wo- che einen großen blauen Müllsack voll frischer Brötchen. Die Freundinnen meiner Mutter kamen an jenen Vormittagen auch ins Café, ja, türkische Frauen mit Kopftüchern in einem Café! Hier in Sodingen galten eben eigene Regeln, Normen und Gesetze.

Sie bekamen je ein Dutzend Brötchen aus dem Sack, tran- ken ihren Tee, plauschten über das nie endende Thema „Wer hat wo welche Wehwehchen und wer kann sie noch toppen?“, bedauerten sich gegenseitig und gingen wieder ihrer Wege. Die gemeinsamen Vormittage im Café nutzten die Frauen auch, um sich gegenseitig ihre aktuellsten Handarbeiten vor- zuführen und Muster auszutauschen. Auch die Handarbeiten anderer Kulturen fanden hier ihren Weg zum Austausch. Es gelang den Expertinnen im Handumdrehen, die dargebotenen Muster nachzuhäkeln und sie mit eigenen Elementen zu ver- vollkommen. So entstand aus der Verbindung zweier Kunst- werke ein drittes, noch nie dagewesenes.

Am Abend wurde das Café umbenannt: „Café famous“ ge- hörte von 18.00 Uhr bis in die frühen Morgenstunden meinem Bruder. Die türkischen Klänge revolutionärer Musiker wur- den abgelöst durch Bob Marley und Co. Die Parallelgesell- schaft fing wahrscheinlich hier schon an. Es war eine Anlauf- stelle für junge Leute, die mit der letzten Bahn aus Bochum zurück nach Herne kamen und noch einen Absacker trinken oder noch etwas Warmes essen wollten – die Köftes meiner Mutter waren sehr beliebt. Nirgendwo anders gab es so etwas, nicht mal in großen Städten. Die Polizei sah das zwar nicht gerne, duldete es aber, dass Osman seinen Laden rund um die Uhr geöffnet hatte. Zumindest mussten die Obdachlosen nicht draußen schlafen.

Anfang der Sommerferien reisten viele in ihre Herkunftsländer. Die Verabschiedungsrituale, denen sich alle stellten, wurden der türkischen Kultur entnommen. Man schüttelte sich die Hände, umarmte sich, bat darum, alle Sünden zu ver- geben, falls man welche begangen hätte, und die guten Ta- ten, die man von dem Reisenden erhalten hatte, zu segnen. Anschließend wurde hinter dem losfahrenden, voll bepackten

Auto ein Eimer Wasser ausgeschüttet. Der Reisende sollte wie das Wasser zu seinem Ziel wie auch unbeschadet wieder zurückfließen. Oder so ähnlich.

Am Ende der Sommerzeit kamen alle wieder zurück und brachten sich gegenseitig Geschenke aus der Heimat mit: rei- nes Olivenöl und Feigenmarmelade aus Griechenland, Hasel- nüsse und mit Knoblauch eingelegtes Gemüse aus der Türkei, Datteln und Henna aus Marokko und so weiter.

Für das kommende Frühjahr brachten die Frauen auch Sämereien mit. Wie kleine Schuljungen besonders wertvolle Karten tauschen, so setzten sich die Nachbarinnen zusammen und tauschten ihre Sämereien. Manchmal hätte man meinen können, im Café Osman findet eine Weltausstellung über die Vielfalt der Bohnenpflanze statt.

In dieser Café-Ära der Familie Osman lernte meine jüngs- te Schwester den griechischen Freund unseres Bruders, der ebenfalls ein Kind der Uhlandstraße war, näher kennen. Sie verliebten sich ineinander und wollten heiraten. Weil unsere Mutter sie noch zu jung fand und ihr die Heirat nicht erlaubte, brannte sie mit ihm durch. Also wurde geheiratet. Und wie! Wo hatte man das schon gesehen, eine griechisch-türkische Hochzeit? Es war keine gewöhnliche Hochzeitsfeier. Es war ein Straßenfest. Die Hochzeitsrituale beider Kulturen wurden wie im Wettstreit miteinander ausgelebt. (...)

Zwei Jahre später wurde ein Sohn geboren. Nach grie- chischer Tradition soll der Erstgeborene den Vornamen des Großvaters väterlicherseits erhalten. Er heißt Christos. Die türkische Seite war der Meinung, wenn es denn der Name des Großvaters sein müsse, dann ginge doch auch Osman. Zwei sprechende Namen zwischen Orient und Okzident konkur- rierten neun Monate lang miteinander. Je näher der Geburts- termin rückte, umso heftiger wurde der Streit. Schließlich entschieden sich die Eltern für einen dritten, unparteiischen Namen und die Gemüter beruhigten sich.

## Die Spätphase (1998-2005): Der Zerfall

(...) Inzwischen hat die erste Generation längst das Ren- tenalter erreicht und steht vor der Entscheidung, ihr letztes Zuhause zu finden. Den meisten fällt es schwer, für immer zu- rückzukehren in das Land, das ihnen längst fremd geworden ist. Diese Gruppe bleibt hier und verschiebt die Entscheidung Jahr für Jahr. Dazu zählen meine Eltern. Einige andere haben eine Kompromisslösung gefunden: Ein halbes Jahr leben sie in dem mühselig erarbeiteten Haus im Herkunftsland und ein halbes Jahr bei ihren Kindern in Deutschland, wie Tante Pela- gia und Onkel Savas. Sie versäumen es niemals, meine Eltern zu besuchen, wenn sie wieder in Deutschland sind.

Im Januar 2005 entflamte wie ein Lauffeuer unter den ehemaligen Anwohnern und Nachbarn, die inzwischen über alle Stadtteile Hernes verstreut sind, die Nachricht: „Sie rei- ßen unsere Häuser ab, sie reißen unsere Häuser ab!“ Auch die alten Nachbarn, die inzwischen nicht mehr in Deutschland leben, wurden telefonisch benachrichtigt.

Ein türkischer Rentner sagte: „All die Zeit, als die Häuser so leer dastanden, die Straße so leergefegt war, ohne den Lärm der schreienden Kinder, da wurde mir ganz schön schwer ums Herz. Jetzt ist es überstanden. Endgültig vorbei.“ Eine Frau weinte sogar: „Es ist so, als hätte ein enger Angehöriger lange Zeit im Koma gelegen und sei nun gestorben.“

1978 konnte man an der Kreuzung Mont-Cenis-Straße/ Kantstraße/Uhlandstraße alles kriegen, was man brauchte: Es

gab einen Aldimarkt, ein Schuhgeschäft, einen Laden für Damenmoden, einen für Zoobedarf, eine Bäckerei, eine griechische Schneiderei, eine Pommesbude und vieles mehr. Nach 2005 sind diese Geschäfte verschwunden. Jetzt gibt es hier drei türkische Teestuben, ein Spielcasino, ein Wettbüro, einen türkischen Friseurladen und einen türkischen Obst- und Gemüsehändler.

Das Café Osman existiert nicht mehr. Das trifft meinen Vater wohl am meisten. Er hat das Café verkauft, weil er zu alt geworden war. Doch nach dem Verkauf ist er erst recht gealtert. Aus seinem Zentrum für interkulturelle Begegnungen ist eine typisch türkische Teestube geworden. Aber immerhin tröstet er sich damit, dass er (zuvor für lange Zeit) seinen Traum verwirklichen konnte.

Meine Eltern wohnen jetzt am Westring. Endlich eine Wohnung mit Badezimmer und WC innerhalb der eigenen vier Wände. Auch andere Nachbarn wohnen am Westring. Dennoch sind sie alle traurig und vereinsamen zunehmend. Denn der Westring ist groß. Und der Westring ist laut. Die Zeiten sind vorbei, in denen man sich von Fenster zu Fenster unterhalten konnte oder mal eben mit den Badelatschen zur Nachbarin laufen und ihr die frisch zubereiteten Baklava bringen konnte.

Zu Beginn war jeder jedem fremd. Man sehnte den Vertrauten herbei. Ähnliche oder gar gemeinsame Erfahrungen führten zur absoluten Vertrautheit, die keiner Sprache bedurfte. Allmählich wurde das Vertraute fremd sowie das Fremde vertraut.

## Ausblick

Lieber Herr Uhland,

es stimmt: Die Osmanen kamen, und das nicht mal allein: vor ihnen die jungen Römer und Griechen, nach ihnen die Araber. Mehr noch: Sie bleiben. Machen Sie sich aber keine Sorgen. Es gibt keine Sieger und Besiegten. Es gibt lediglich Begegnungen und Berührungen, die Spuren hinterlassen.

Meine Kinder sind väterlicherseits die Urenkel eines polnischen Bergmanns. Mein Sohn trägt Ihren Vornamen in modernisierter Form (Luis), aber daneben einen türkischen Namen arabischen Ursprungs (Cem: Der Schöne). Man könnte auch sagen: Der schöne Ludwig. Damit dürfen Sie in Frieden ruhen, weil Sie weiterleben.

Übrigens, ich war schon sehr beunruhigt, als ich zu meiner Schulzeit Ihre Ballade erstmals zu lesen bekam. Ich hatte keinen Frieden, bis ich schließlich an der Uni lernte, dass man derlei Texte in ihrem historischen Zusammenhang sehen muss.

Und ich bin doch eine brave deutsche Bürgerin!

*Hatice Aksoy-Weinek ist Lehrerin für Deutsch und Philosophie an der Gesamtschule Wanne-Eickel. Ihren Beitrag haben wir mit freundlicher Genehmigung der Autorin leicht gekürzt und formal geringfügig korrigiert übernommen aus: Tauben, Texte und Altäre. Sozialgeschichtliche Streifzüge durch Wanne-Eickel und Herne. – Der Emscherbrücker, Band 13, 2005/06.*



**Wir sind Ihre Bank.**

360° Beratung heißt für uns, dass wir unsere Kunden, die besonderen Wert auf eine verantwortungsbewusste Anlage ihrer Gelder legen, optimal unterstützen. So bringen wir die Aspekte Rendite, Sicherheit, Verfügbarkeit und Nachhaltigkeit in gleicher Weise in unsere Anlageberatung ein.

Sprechen Sie uns an – gemeinsam mit Ihnen erarbeiten wir ein Anlagekonzept, das optimal auf Ihre Wünsche und Ziele zugeschnitten ist.



KD-BANK eG - die Bank für Kirche und Diakonie • [www.KD-BANK.de](http://www.KD-BANK.de) • Fon 0231-58444-0 • [Info@KD-BANK.de](mailto:Info@KD-BANK.de)



Thomas Hackenfort

## Vereint im Widerspruch

### Warum Leuchttürme mehr als nur ein Kerzenlicht benötigen

*„Dorothy: Ich bin froh, dass Ma die Operation gut überstanden hat!*

*Blanche: Ach, sie ist eine zähe alte Frau! Um sie umzubringen, müssen schon andere als du kommen!“*

Wir wissen nicht, ob Sophia von den „Golden Girls“ den Eingriff nur gut überstanden hat oder ob er ihren Zustand sogar verbessern konnte. Wir wissen auch nicht, ob er überhaupt notwendig war. Genau diese Ungewissheit erinnert an den „Patienten Ruhrgebiet“, dem die Erkenntnis ebenso vertraut ist, nach (städtebaulichen) Operationen allenfalls überlebt zu haben.

Das allein ist schon bemerkenswert angesichts der vielen Eingriffe, die das Ruhrgebiet in den zurückliegenden Jahrzehnten über sich ergehen lassen musste. Dazu ein kurzer anamnetischer Blick auf die Hintergründe: Was ist die Lebens- und Leidensgeschichte dieses Patienten, welche Beschwerden führten ihn der Behandlung zu, was waren die bisherigen Diagnosen, welche Therapien gab es? Und schließlich: Welche Rolle spielten all die *bildgebenden* Verfahren?

Die Patienten-Metapher wurde schon 2003 von Journalisten, dem NRW-Staatssekretär Jörg Hennerkes und dem Leiter der zuständigen Autobahnmeisterei bemüht, als von der verkehrsinfarktgefährdeten A40, der „Aorta des Ruhrgebiets“, die Rede war. Tatsächlich lässt sich das Ruhrgebiet als komplexer Organismus verstehen, der sich ohne die einst vorteilhaften geologisch-geographischen Bedingungen so nie hätte ausbilden, geschweige denn entwickeln können. Entlang heute beschaulich anmutender mittelalterlicher Wirtschaftswege hat er im Zeitraum weniger Generationen eine parkähnliche Naturlandschaft bis zur vorübergehenden Unkenntlichkeit verändert. Befeuert durch sein rasantes Wachstum erschöpfte das, was angesichts seiner Besonderheit verächtlich-fasziniert als Ruhr- oder Kohlenpott begreiflich gemacht wurde, viele Ressourcen und nicht zuletzt sich selbst. Verschleißerscheinungen an Wesen und Lebensumfeld des Ruhrgebiets setzten früh ein, waren dabei weder auf *eine* Ursache noch auf einzelne Teile des Organismus einzugrenzen. Kollapse wie Gründerkrise, Kohlekrise oder Zechensterben, diverse Öl-, Stahl- und schließlich allerlei (Welt-) Wirtschaftskrisen taten ihr Übriges, um die Behandlungsbedürftigkeit dieses doch leistungsfähigen, prosperierenden – wann und für wen *genau* war dem noch gleich so? – Wirtschaftsraums zu beschleunigen.

*„Oliver, mal kurz durchatmen. Es geht um die Menschen, nicht um die Wirtschaft ...*

Zeit für die Diagnose, die auf so selbstverständliche Weise Einzelverantwortung ausschließt: (Globaler) Strukturwandel, verursacht durch insgesamt stark veränderte ökonomische Rahmenbedingungen besonders des rohstoffverarbeitenden Sektors. Deutlichstes und beständiges Symptom: ein kaum zu

verkraftender Verlust an Arbeitsplatzangeboten. Das war aller Komplexität zum Trotz nun nicht so schwierig, deshalb gleich ans therapeutische Konzept.

*... [...] Durch die Zersplitterung in rund 30 Einzelkommunen, läuft es dort vergleichsweise bürgernah. Insbesondere schafft es so kein größenwahnsinniger Obervertuner, das gesamte Budget der Region für ein Leuchtturmprojekt zu verballern.“*

PAULE am 2. Juli 2007 um 14.21 Uhr

[im Blog von <http://www.readers-edition.de/2007/07/02/metropolregionen-in-deutschland>]

Es basiert im Wesentlichen darauf, die *Vorstellung* von einer möglichen, erfolgreichen Heilung dem eigentlichen Heilungsprozess vorwegzunehmen. „Verschiedene Menschen haben verschiedene Vorstellungsbilder von ein und derselben Sache“, stellte der Soziologe Gerhard Kleining schon 1961 fest, also in einer Zeit, in der das Ruhrgebiet in seinem Kern schon substantiell geschwächt war, die Therapie sich aber noch auf Steuermittel-Transfusionen beschränkte. Das mildert bekanntlich selten mehr als die Folgen, bewirkt nichts an den Gründen des zurückgehenden Arbeitsplatzangebots, wodurch sich das eigentliche Problem weiter vergrößern kann.

Ein anderer, trickreicherer Kniff besteht nun darin, Angebote zu schaffen, die ein Heilsversprechen beinhalten und dabei die heterogenen ‚Vorstellungsbilder‘ der Menschen von einer als problematisch empfundenen Situation neu fokussiert zusammenführen, man könnte auch sagen: davon ablenken. Idealerweise besteht ein solches Angebot aus leicht verständlichen Bildern von einer *besseren Zukunft*, was die Bereitschaft der Identifikation mit bzw. der Annahme von solchen Angeboten noch vergrößert. Die vermeintlichen Vorteile der Anwendung dieses Prinzips bestehen darin, dass die Probleme in milderem Licht erscheinen, schnelle Handlungsbereitschaft und -fähigkeit demonstriert wird und eine selbstverstärkende Eigendynamik entsteht, durch die sich die Probleme praktisch von allein lösen.

Im Städtebau wie in der Strukturpolitik lautet die Bezeichnung hierfür „Leuchtturmprojekt“ – und gerade das Ruhrgebiet hat davon eine beachtliche Anzahl kennengelernt. Vom Leuchtturmprojekt wird erwartet, dass es den Weg in die Dienstleistungsgesellschaft weist und dort, wo der Weg zu lang erscheint, ihre Existenz kurzerhand behauptet. Es soll seine Umgebung in neuem Licht erstrahlen lassen, ein so ganz anderes Bild von seinem Standort in die Ferne werfen und auf diese Weise geeignete Menschen in die Region locken, die dann an der Umsetzung dieses Bildes und dem fälligen Wirtschaftsaufschwung mitzuarbeiten imstande sind.

*[...] Das waren nur wenige Beispiele. Alle in die sprichwörtliche Hose gegangenen Bochumer Leuchttürme hier aufzuführen, ergäbe eine lange Liste. [...]*

Maehler, 05.08.2007, 13.18 Uhr

[auf <http://www.deutsches-architektur-forum.de/forum/archive/index.php?t-5546.html> in einer Diskussion über das geplante Exzenterhaus in Bochum]

Wirklich lang wird die Liste der Leuchtturmprojekte für das gesamte Ruhrgebiet, wenn der Aspekt der tatsächlichen (nachhaltigen, erfolgreichen) Umsetzung unbeachtet bleibt. HDO-Trickfilmstudio, Gasometer, CentrO in Oberhausen, Metrorapid Dortmund-Düsseldorf, Multi-Themen-Center (vulgo „UFO“) in Dortmund, Konzerthäuser, Ruhrtrienale, Klavierfestival, Festivalisierung der Industrieruinen, RUHR.2010 ... und viele kleinere Projekte verbindet vor allem der Glaube an die Kraft des Imagewandels.

Am 28. April 2008 kommentierte Jens Weissenberg:

*„Warum muss hier alles so zerpfückt werden? Merkt Ihr denn nicht, dass Ihr alles kaputt redet?“*

*Ich habe auch den Artikel heute gelesen ... Recht hat Petzinka: ‚zwölf Städte, die sich an einer Hauptstraße abbilden‘. Einzigartig!“*

[auf <http://www.ruhrbarone.de/2010-macht-gaga>]

Das „alte Image von Kohle und Stahl, Schmutz und Arbeitslosigkeit“, wie es Jan Pasternak selbst zu einem Bild zusammenfasst, ist jedoch offensichtlich schwerer zu entfernen als Stahlproduktionsanlagen, Zechengebäude oder Kokereien. Warum ist dies so schwierig, zudem umstritten, wo doch der Imagewandel in Bilbao, einer Stadt mit vergleichbaren Strukturproblemen, auch funktioniert hat? Ganz zu schweigen von der Werbung, in der es dem Normalfall entspricht, ein Produkt ohne herausragende Eigenschaften (Strom, Telefon-Gesprächsminuten) mit einem Image der Besonderung zu paaren? Drängen sich die Bereiche Industrie und Kultur nicht geradezu auf, vom Stadt- und Regionalmarketing zur Industriekultur erklärt zu werden?

Im Bereich der Markenwerbung ist allerdings die Erkenntnis inzwischen verbreitet, dass es dabei stets auch der Glaubwürdigkeit bedarf, sprich: Das Produkt und seine hervorgehobenen, besonderen Eigenschaften müssen in einem nachvollziehbaren und angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Fehlt es daran, schlägt dem Versuch der emotionalen und informativen Bindung schnell Ablehnung entgegen. Natürlich ist es fraglich, ob eine Stadt selbst nur für Tagestouristen glaubwürdig zu einem ‚Produkt‘ stilisiert werden kann. Aber so tiefgründig muss eine Analyse gar nicht sein, um das Prinzip der Glaubwürdigkeit von Imagewandel-Leuchtturmprojekten zu verstehen.

An einer so griffigen Städtebaumaßnahme wie dem Guggenheim-Museum Bilbaos mit seinem vielschichtigen Bildermix aus Aufbruch, Dynamik und Hochkultur kommt man in der 350.000-Einwohner-Stadt praktisch wörtlich nicht vorbei. Und doch handelt es sich dabei um alles andere als eine isolierte Maßnahme, die von einem einsam entscheidenden Ministerpräsidenten oder Stadtdirektor ‚durchgedrückt‘ worden wäre. Tatsächlich wurden mit breitem Konsens zeitgleich eine ganze Reihe weiterer Maßnahmen, etwa zur Verbesserung der Wohn- und Verkehrsinfrastruktur, durchgeführt.

Das Ruhrgebiet ist aber ein in fast jeder Hinsicht wider-

sprüchlicherer Kulturraum als das Baskenland. Es besteht aus vielen Städten unterschiedlicher Größe, in denen die Menschen je eigene Interessen verfolgen. Es verfügt mit aussterbenden Trinkhallen und heranwachsendem Web 2.0 über eine lebendige Diskussions- und Streitkultur, die wie in der Serie der „Golden Girls“ ihren eigenen, rauen Charme entwickelt hat. Die Menschen des Ruhrgebiets eint aber nicht nur die Bereitschaft zum Widerspruch, sondern auch der Wille zur konstruktiven Mitwirkung an der Verbesserung der Lebensumstände im Ruhrgebiet, wie zahlreiche Bürgerinitiativen belegen.

Der längst weitergezogene Wanderzirkus der Industrialisierung hat die für ihren Erfolg benötigten Menschen mit ihren spezifischen Problemen einmal mehr alleingelassen. Genau sie sind jedoch sowohl die Ausgangsbasis der Entwicklung als auch Maßstab der Reichweite von Leuchtturmprojekten, die als Erkennungsmerkmal des Wandels nur dann Aussicht auf nachhaltigen und glaubhaften Erfolg haben, wenn sie auch in die Lebenswelt dieser Menschen hineinleuchten und sie nicht, wie so oft, im Dunkeln lassen.

*Thomas Hackenfort, Master of Science (Architektur), Dipl.-Betriebswirt, Doktorand an der Bergischen Universität Wuppertal und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fachhochschule Dortmund, beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von „Images“, „Leuchtturmprojekten“ und „Injektionsstrategien“ im modernen Städtebau.*

## ALLES ÜBER BERLIN

2500 BERLINTITEL · BERLIN IN 12 SPRACHEN

**Herrschende, Beherrschte und Aufsässige.  
Mainstream und Verqueres. Literatur,  
Kunst, Stadtpläne, Schnäppchen.**

**BERLIN**  
*Story*

**BERLIN STORY**

Wieland Giebel

Unter den Linden 26

10117 Berlin

Tel. 030/20 45 38 42 · Fax 030/ 20 45 38 41

[Service@BerlinStory.de](mailto:Service@BerlinStory.de)

Jeden Tag geöffnet von 10 bis 19 Uhr,  
auch am Sonntag und überhaupt immer

**Film**  
**Ausstellung »THE MAKING OF BERLIN« Stadtmodell**  
Eintritt frei

Buchhandlung  
Verlag/Buchproduktion  
Café im Hof  
Bühne/Berlin-Story-Salon

Da hilft nur: Hingehen, in Augenschein nehmen,  
das Internet-Tagebuch lesen, Geld ausgeben.

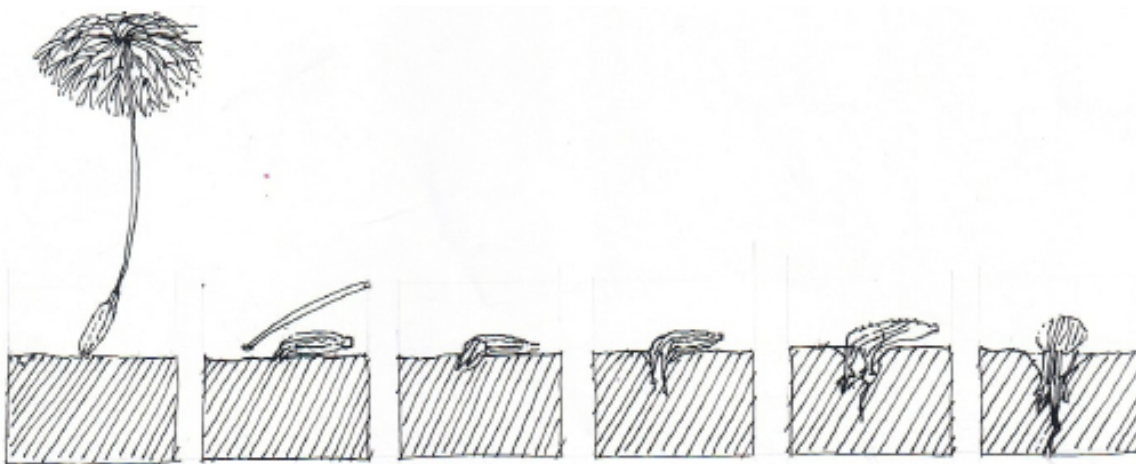
**[www.BERLINSTORY.de](http://www.BERLINSTORY.de)**

Manfred Walz

## Nachricht

### Die betonbrechende Pflanze

Im Oktober 2008 fand ich zufällig eine Nachricht in der Zeitschrift „Praktisches Wissen“ in der Rubrik Haus und Garten. Dort wurde neben Hinweisen zu Schimmel und gemeinem Hausschwamm auch über die Gruppe der Korbblütler berichtet. Dort ist eine Abart der altbekannten Wiesenpflanze Löwenzahn (*taraxacum officinale*) wegen ihrer besonderen Eigenart neu klassifiziert worden. Dieser Löwenzahn – so wird beschrieben – ist z.B. wie die Birke in der Lage, sich im Mörtel der Gartenmauern festzusetzen. Bei günstigem, dauer-



haft feuchtem Standort kann er die Mauer von der Krone her langsam aufbrechen. Weiter wurde berichtet, dass er das nicht nur bei Asphalt tut, sondern – Pilzen vergleichbar schnell wachsend in feuchtheißem Klima von Großstadtzentren – es auch schafft, Betonmauern seitlich aufzubrechen. Porenbeton schneller als Spannbeton – je nach Standort und Betonoberfläche. Die Klassifizierer nennen diese Art ihrer besonderen Eigenart und Wuchsform wegen *taraxacum cementum frangens*.

Bei der Untersuchung der Verbreitung stellte sich heraus, dass diese Abart des Löwenzahns insbesondere auf den europäischen Küstenstreifen Mitteleuropas vorkommt. An den Küsten von Kanal, von Nord- und Ostsee. Dies war dann der Schlüssel zum Herausfinden des Wirkmechanismus: In Pore oder Riss sammelt sich Feuchtigkeit, die kleine Spitzwurzel keimt doppelt aus dem angeflogenen Samen, dringt in die Betonfuge, in der sich Wasser gesammelt hat, ein und bricht Stück für Stück das Material. Das löst sich körnig und vergrößert so die kleine Mulde, in die jetzt mehr Wasser und auch mehr Samenkörner einschweben können. Im Winter wird dann das Zerstörungswerk durch den Mauerkopf sprengendes Eis vollendet.

Warum die Pflanze an Meeresküsten mehr als anderswo verbreitet ist, haben die Wissenschaftler durch systematische Versuchsreihen dann schnell zuordnen können: Die doppelte Spitzwurzel produziert eine Jodverbindung, die in der wässrigen Lösung der Betonmulde auskristallisiert und dann am

Ort wachsende hydraulische Kräfte entfaltet, die dann Beton, Mörtel oder das Material, auf dem sie aufsetzen, sprengen – wie der quellende Holzkeil oder das Eis in der Steinfuge. Der Samen von *taraxacum cementum frangens* ist leicht am feinen Doppelwulst der Samenkapsel erkennbar.

Stadtplaner, Architekten und Menschen, denen bestimmte Gebäude, Mauern, Denkmale nicht gefallen, können jetzt, völlig unverdächtig Pustebblumen blasend, die Samenschirme

der *taraxacum cementum frangens* gezielt verteilen und so ihre Abrissfantasien in veritable Flächenanierungen oder im Rückbau von Straßen umsetzen. Jeder leidlich gut sortierte Samenhändler verfügt über diese Samen – oder man sammelt einfach die Schirme der

Blume mit der doppelten Spitzwurzel, wenn dieser Löwenzahn verblüht ist. Der produktiven praktischen Intervention in das Chaos der Stadt sind damit keine Grenzen mehr gesetzt.

**Manfred Walz.** Augenblicke: In den angefangenen Krieg hineingeboren 1940, mit ersten Erinnerungen an die leuchtend vom Nachthimmel herabschwebenden Christbäume, die für die herandröhnenden Geschwader die Bombenfelder Berlin absteckten. Entscheidung für die Synthese von Naturwissenschaften und Kunst in einer Ausbildung zum Architekten, dann Stadtplaner, immer zeichnend – auch in den 1960ern, da Reden Gold, Karneval und Zeichnen verpönt waren. Ein Institut und ein Haus für einen Busfahrer stehen noch in Berlin. | Ab 1973 im Ruhrgebiet, arbeitslos und Lehraufträge, eine große Arbeit über die Industrie- und Wohnungspolitik 1933-1939. Zwischendurch immer unterwegs, Arbeitersiedlungen zu bewahren vor dem Abriss für höhere Häuser und noch höhere Renditen. Planungsgutachten, Ausbildung von Stadtplanern und Realisierungen in der IBA Emscherpark mit Bürgern und Künstlern, z.B. Landmarke Schwerin in Castrop-Rauxel mit Jan Bormann, Peter Strege und Claus Corzilius – KunstWald mit Christof Schläger – bewachsener Fußgänger mit Monika Günther – NachtTagPanorama mit Georg Kiefer. Daneben immer Illustrationen zum mühsamen Planerleben von Friedhelm Schrooten mit Robert – und eine japanische Novelle. | Ab 1984 dann bis heute, 2009: Titelblatt für Titelblatt der AMOS-Hefte – 25 Jahre, fast ausnahmslos auch das heikle dritte im Jahr. Zuerst gemeinsam im Dialog mit der Redaktion. Dann in verschiedenen Annäherungen mit Hartmut und Aki. Schließlich kam mit dem fetten Schwarz die Herausforderung durch das leuchtende Rot. Manches Mal fühlte sich die Redaktion zum Nachdenken herausgefordert – immer ging es um Aufhellung, tiefes Erschrecken über die Gesellschaftsläufe und tiefes angetanes Unrecht, im schönsten Augenblick darum, ein Lächeln anzustiften. Seit Rot dabei ist, ist jedes Titelblatt ein Original. Fünfundzwanzig Jahre sind eine kurze Zeit.





Stefan Hochstadt

## Dortmund schlägt Gelsenkirchen ...

### Vom Unsinn des Städte-Rankings

München setzt sich gegen Berlin durch und Gladbach verliert hoch gegen Köln. Was sich liest wie eine Übersicht der Ergebnisse des letzten Spieltages der Fußballbundesliga, spiegelt in Wirklichkeit die Aussagen von sogenannten Städte-Rankings, die sich zunehmender Beliebtheit erfreuen.

Diese von den großen Agenturen (Roland Berger), der „Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“ (INSM), der unvermeidlichen Bertelsmann-Stiftung, dem Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWWI), großen Zeitungen (FAZ, Süddeutsche) und Zeitschriften (Spiegel, Focus, Capital, Manager) usw. regelmäßig in Auftrag gegebenen und dann bombastisch kommunizierten und medial inszenierten Wettbewerbe stellen Städte, die ja durchaus als komplexe Gebilde verstanden werden können, in simplifizierender Weise gegeneinander. Sportliche Tabellen behaupten einfache Wahrheiten.

### Vom Verschwinden ...

Noch vor wenigen Jahren erfreute sich das Postulat erheblicher Popularität, der konkrete Ort würde im Zuge voranschreitender Globalisierung und erst recht mit zunehmender Tertiarisierung und Virtualisierung der Werteproduktion an Bedeutung verlieren. Wen sollte es auch noch interessieren, wo man in der physischen Welt wohnt, wenn doch alles überall jederzeit zu haben ist? Früher musste man ins Ruhrgebiet, wenn es um Kohle oder Stahl ging. Die Rohstoffe hatten ihren exakt lokalisierbaren Standort und definierten so auch die Standorte der darauf aufbauenden Industrien. Dass sich aber Frankfurt am Main zum Zentrum von Banken und Finanzdienstleistern entwickelt hat, lässt sich nicht mit solchen objektiven Bedingungen erklären. Grundsätzlich ist Frankfurt überall möglich.

### ... und der Wiederentdeckung des Orts

Tatsächlich erweist sich das Argument der schwindenden Bedeutung des konkreten Orts heute als ungeeignet, die Wirklichkeit zu beschreiben. Der Ort verschwindet nicht. Ganz im Gegenteil: Je „egalere“ es ist, wo man sich niederlässt, desto wichtiger werden die Bedingungen, die am Ort bestehen. Das wird heute mit „weichen Standortfaktoren“ mehr schlecht als recht umschrieben. Am Ruhrgebiet führte früher kein Weg vorbei, heute konkurriert jede Stadt gegen jede Stadt im Kampf um Wettbewerbspositionen – eben weil die natürlichen Bedingungen in der im engen Sinne ökonomischen Wirklichkeit unerheblich geworden sind.

Dass die Städte sich bemühen, sich gegen andere Städte abzusetzen, ist insofern verständlich, als sie doch längst als „ideeller Gesamtkapitalist“ agieren. Dass den Städten dazu nicht Mittel beliebiger Zahl und Qualität zur Verfügung stehen, liegt ebenfalls auf der Hand. Dass sie selbst den Strauß der möglichen Mittel in vorausschaubarer Weise knüpfen, liegt nicht zuletzt am Wesen dieses Wettbewerbs: Wenn ein

global mobiles, ein daher prinzipiell ortloses Publikum angesprochen und gewonnen werden soll, müssen die dafür gewählten Strategien kommunizierbar, anschlussfähig sein. Die in diesem Zusammenhang entstandene „Festivalisierung der Stadtpolitik“ ist vor inzwischen über 15 Jahren kritisch beschrieben worden. Das Ergebnis ist uns bekannt: Städte sehen im Versuch, sich zu unterscheiden, immer ähnlicher aus. Das Besondere des Ortes wird zum austauschbaren Zitat globaler Distinktion. Es gelingt dem kosmopolitisch bewanderten Menschen heute mühelos, den Standort zu wechseln und doch alle eingeschriebenen Codes im städtischen Raum zu dechiffrieren. Starbucks bleibt Starbucks und Gucci bleibt Gucci. Shopping-Mall bleibt Shopping-Mall und creative class bleibt creative class.

### Städte-Rankings sind interessegeleitet

Auf diesem Boden gedeihen Städte-Rankings wie Unkraut. Dass diese Städte-Rankings selten frei von spezifischen Interessen sind, liegt schon angesichts der Auftraggeber und Multiplikatoren nahe. Egal, ob die „arbeitgebernahe“ INSM, die bekannte Bertelsmann-Stiftung, das deregulierungsfreudige HWWI u.a. – die betriebenen Städte-Rankings kolportieren regelmäßig das Hohe Lied des von staatlichen Einflüssen befreiten Wettbewerbs. Da wird ein „gemäßigter Lohnanstieg“ in Berlin mit einem Bonus belohnt, obwohl genau diese in Wirklichkeit miserable Entlohnung die hoch qualifizierten Menschen aus der Stadt treibt – und die Stadt so ein zunehmendes Problem bekommt, mit anderen Wissensstandorten mithalten. Da wird Dortmund aufgrund von schnellen Entscheidungswegen und des Abbaus „bürokratischer Hemmnisse“ zum „heimlichen“ bzw. „stillen Star“ im Ruhrgebiet, obwohl alle beteiligungsorientierten Prozesse damit mindestens erschwert werden. Dass Bürokratieabbau häufig eben auch Demokratieabbau ist, ist inzwischen komplett vergessen.

### Wirklichkeit, die sich selbst herstellt

Warum erfreut sich München einer so hohen Beliebtheit? Was macht Münster zu einer lebenswerten Stadt? Inwiefern ist die heimische Bevölkerung vom internationalen Flair Düsseldorfs betroffen? Was muss man sich unter Berlin als angesagter Partyszene vorstellen? Was hat die Wahl Zürichs zur beliebtesten Stadt international agierender Manager mit der Lebenswirklichkeit der Züricher Bevölkerung zu tun? Wie reagieren die Kommunen im Ruhrgebiet auf die regelmäßig schlechte Platzierung? Wie versuchen sie die behauptete Tristesse zu überwinden? Angesichts des attestierten schlechten Investitionsklimas sind die schlechten Zukunftsaussichten nicht ein weiteres Problem, sondern eine Folge dieser Zuweisung. Hoffnung auf bessere Zeiten besteht so in der Tat kaum und kann wohl auch nicht entstehen.

Offensichtlich scheint es die Auftraggeber von Städte-Rankings weder zu stören noch ihnen überhaupt aufzufallen,

dass mit der fortwährenden medialen Herausstellung von „erfolgreichen“, „lebenswerten“, „prosperierenden“, „vitalen“ usw. Städten auf der einen Seite und den „erfolglosen“, „unbeliebten“, „verharrenden“, „sterbenden“ usw. Städten auf der anderen Seite überhaupt erst die beschriebene Wirklichkeit hergestellt wird. Wenn z.B. Halle an der Saale von der Zeitschrift Men's Health (doch, wirklich) zur „unbeliebtesten Stadt“ erklärt wird, weil hier der Einwohnerverlust aufgrund von Wegzügen am größten ist, dann trägt dies – jenseits der ökonomischen Situation, die ja die eigentliche Triebfeder für das großräumige Wanderungsverhalten der Menschen ist – zumindest nicht zu einer Überwindung des spezifischen Rufs dieser altindustriellen Stadt bei.

Schon vor einigen Jahren wurde die Entwicklung von Städtemarketings explizit begründet mit der Auffassung, dass sich die Entwicklungsfähigkeit einer Stadt ausschließlich über den Blick von außen herstelle. Daher seien die tatsächlichen Lebensbedingungen der Menschen in der so in den Blick genommenen Stadt grundsätzlich nachrangig. Das Image, das sich die Stadt „draußen“ erarbeite, werde schließlich zu der entsprechenden faktischen Veränderung der Lebensbedingungen führen. Diese vor allem von Ursula Funke in die Debatte eingebrachte Position ist insofern mindestens mitverantwortlich für die seither zu beobachtende Tendenz der Städte, sich in den leuchtendsten Farben zu malen. Nun gibt es „City-Marketing“, „City-Branding“, „Quartier als Marke“, „Stadtmanagement“ usw. – durchweg Versuche, nicht an der gegebenen Realität zu arbeiten, sondern am Bild davon. Die Verengung einer komplexen Wirklichkeit auf einfache Botschaften geht einher mit der zunehmenden Bereitschaft, zu Lasten einer breiten Förderung in „Leuchttürme“ zu investieren. Eine globale „Elite“ kann halt nicht mit womöglich authentischer, aber nicht mit den Weißen eines Stararchitektur herstellenden Stararchitekten ausgezeichneten Baupolitik gelockt werden. Ein Konzerthaus von internationalem Rang ist in dieser Logik einer breiten Kleinkunstszene ebenfalls überlegen.

Wie beschränkt diese Versuche sind, erfahren wir mit jedem Städte-Ranking, wenn nur der besseren Vermarktbarkeit wegen eine oder zwei „Überraschungsstädte“ (wie zuletzt Dresden und Dortmund) für einen kurzen Moment, d.h. bis zur Korrigierung im nächsten Ranking, aus ihrem Graue-Maus-Status herausgehoben werden, um alsbald wieder darin zu verschwinden. Aber bis es soweit ist, hat die auf diesem ideologischen Boden aufbauende lokale Politik längst zu ganz realen Veränderungen der Lebensbedingungen der ansässigen Bevölkerung geführt. Ob es Veränderungen zum Besseren sind, darf bezweifelt werden.

Auch wenn München wieder Meister wird, Gladbach absteigen sollte und Cottbus wie immer Mühe hat, drin zu bleiben, ist das Leben letztlich weit komplexer. Ahnen oder wissen dies die politischen Akteure in den Städten? Sie haben immerhin noch nicht komplett aufgegeben, den Spagat zu leisten, sich einerseits auf der globalen Bühne zu inszenieren und in einem begrenzten Markt zu bestehen, andererseits die wachsende Gruppe der vom ökonomischen Fortschritt Ausgeschlossenen nicht in ihren Quartieren zu vergessen. Nicht zuletzt seit den gewaltsamen Geschehnissen in den französischen Vororten dürfte die Brisanz eines einseitig auf globalen

Markt ausgerichteten Kalküls (bei gleichzeitiger Wahrung bestehender teilräumlicher Privilegien auf Kosten anderer diskriminierter Teilräume) unbestritten sein. Die Reduzierung städtischer Komplexität auf die Interessen von in der öffentlichen Wahrnehmung stehenden Akteuren ist in diesem Sinne kontraproduktiv. Es kann keineswegs selbstverständlich davon ausgegangen werden, dass z.B. die Etablierung einer Stadt auf der globalen Bühne gleich zu einem Wohlfahrtsgeinn für die in ihr wohnenden Menschen führt. Tatsächlich ist gerade unter dem Vorzeichen der globalisierten Stadtpolitiken unter Schrumpfungsbedingungen das Anwachsen sozialer Ungleichheit zu beobachten, die sich räumlich darstellt in fortschreitender Segregation. Korrespondierte räumliche Segregation früher zu einem gewissen Teil mit spezifischen Milieus, die sich durchaus auch politisch Gehör zu verschaffen in der Lage waren, fällt sozialräumliche Segregation heute sehr viel stärker mit gesellschaftlicher Marginalisierung und Ausgrenzung zusammen. Negative soziale und auch ökonomische Effekte für die Teilräume und die Gesamtstadt sind die Folge. Die Integration der von Ausgrenzung und Stigmatisierung bedrohten Quartiere und der in ihnen wohnenden Menschen ist daher nicht nur sozial, sondern auch ökonomisch sinnvoll.

Doch diese Wirklichkeit ist zu komplex für einfache Städte-Rankings. Es bleibt zu hoffen, dass die lokalen Akteure ihnen nicht allzu leichtfertig auf den Leim gehen. Ich fühle mich im Ruhrgebiet seit inzwischen über zwölf Jahren durchaus wohl und kenne in München genügend Ecken, denen es an Attraktivität mangelt.

**Dr. Stefan Hochstadt**, Diplom-Soziologe, Leiter des Forschungsbereichs „Planen und Bauen im Strukturwandel“ am Fachbereich Architektur der Fachhochschule Dortmund, ist besonders interessiert an allen Fragen zur Stadtentwicklung unter besonderer Berücksichtigung von Ungleichheit in sozialer, ökonomischer, kultureller und räumlicher Hinsicht. Kontakt: Fon: 0231-755 44 45 – E-Mail: hochstadt@fh-dortmund.de – Web: www.demografie-im-raum.de

## Impressum

### Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann  
Hervester Str. 2, D-45768 Marl  
Fon: 02365-501671, Fax: 501673  
E-Mail: huettmann.mar@t-online.de

### Redaktion:

AMOS c/o Hartmut Dreier  
Schumannstr.6, D-45772 Marl  
Fon: 02365-42076  
E-Mail: dreier.mar@freenet.de

### E-Mail:

redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

### Titelbild:

Manfred Walz

### Schlussredaktion:

Axel Lippek

### Realisation:

Wodarczak Druck & Medien  
45772 Marl

### Erscheinungsweise:

1 x vierteljährlich

### Herausgabe + Redaktion:

Wolfgang Belitz, Unna  
Hartmut Dreier, Marl  
Rolf Euler, Recklinghausen  
Friedrich Grotjahn, Bochum  
Rolf Heinrich, Gelsenkirchen  
Ute Hüttmann, Marl  
Wolf-Dieter Just, Duisburg  
Jürgen Klute, Wanne-Eickel  
Carl-D.A. Lewerenz, Herne  
Axel Lippek, Bochum (V.i.S.d.P.)  
Heinz Listemann, Dortmund  
Anna Musinszki, Dortmund  
Hermann Schulz, Wuppertal  
Renate Wangelin, Bochum

### Konto:

AMOS  
Kto.Nr. 33 300 120  
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

**Einzelpreis:** 4,50 €

**Abo-Preis:** 18,- € jährlich  
inkl. Versandkosten

**Papier:** chlorfrei gebleichtes Papier

**ISSN 1615 - 3278**

NEU ▶



MANFRED VOLLMER / WOLFGANG BERKE

# RUHRGEBIET. IN ECHT!

NO KIDDING!

160 Seiten  
Festeinband  
durchgehend farbig  
deutsch / englisch  
19,95 Euro  
ISBN 978-3-89861-991-2

Vorurteile über das Ruhrgebiet gibt es mehr als genug: Kohle, Fußball, Currywurst und direkte und ehrliche Menschen. Das kann man leugnen oder ignorieren – oder man macht es wie Manfred Vollmer und Wolfgang Berke in ihrem neuen Buch: Mit einer Prise Vorzeigestolz und einer gehörigen Portion Selbstironie bedienen sie mit Bildern und Kommentaren die gängigen Klischees über das Ruhrgebiet.

Frei nach dem Motto „Angriff und Verteidigung“ werden Vorurteil und Wirklichkeit kombiniert. Bilder, die das Ruhrgebiet bei Nacht, die Architektur oder die Stahlindustrie zum Gegenstand haben, provozieren mit gängigen Klischees und widerlegen diese im nächsten Bild durch überraschende Perspektiven. Die Wahrheit über das Ruhrgebiet liegt irgendwo zwischen den ironischen Kommentaren und den Bildern des Buches. Das Buch mit seinen aktuellen Fotos richtet sich an eingefleischte Fans und alle, die als Besucher in die Region reisen; es ist daher auch zweisprachig in Englisch und Deutsch.

KLARTEXT Verlagsgesellschaft mbH | Heßlerstraße 37 | 45329 Essen | Telefon: 0201 / 86 206-0 | E-Mail: info@klartext-verlag.de

[www.klartext-verlag.de](http://www.klartext-verlag.de)

KLARTEXT



Müzeyyen Dreessen

## „Unsere Generation übernimmt Verantwortung“ Zur Eröffnung der Moschee in Duisburg-Marxloh

In dieser Überzeugung hat eine Gruppe von Muslimen überwiegend aus der 2. Generation der Zuwanderer ein Moscheebauprojekt mit Begegnungsstätte im Duisburger Norden vorangetrieben und realisiert. Sieben Millionen Euro kostete der Bau insgesamt. Für die Bildungs- und Begegnungsstätte gaben die Europäische Union und das Land NRW ca. 3,2 Millionen. Den Rest brachte die Gemeinde im Laufe der Jahre als Spenden auf. So konnte nach vielen Jahren der Planung und dreieinhalb Jahren Bauzeit am 26. Oktober 2008 „das Wunder von Marxloh“ mit vielen Gästen und Gemeindegliedern offiziell eröffnet werden. Unter ihnen waren Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers und Integrationsminister Armin Laschet, Vertreter beider Kirchen und der Synagoge, des Dachverbandes DITIB, zu dem die Moschee in Marxloh gehört, und der türkischen staatlichen Religionsbehörde DIYANET, vertreten durch deren Präsidenten, Prof. Dr. Ali Bardakoglu.

Trotz schlechten Wetters strömten viele weitere Ehren Gäste und Menschen aus nah und fern in das große Festzelt. „Bei diesen Menschenmassen kann es bei bester Organisation einen reibungslosen Ablauf nicht geben“, geht mir durch den Kopf, als ich mit meinen Brüdern und Schwägerinnen dicht gedrängt unsere Stehplätze im Zelt einnehme. Tausende stehen noch draußen und erleben diesen historischen Tag auf der Großleinwand per „Public Viewing“ auf der großen Wiese gegenüber der Moschee. Doch genauso, wie der ganze Prozess der Planung, Bekanntmachung und Realisierung des Projektes ohne nennenswerte Konflikte verlaufen ist, verläuft auch dieser Nachmittag, an Grußworten reich, ohne Schwierigkeiten.

Als langjähriges DITIB-Mitglied und nach 10 Jahren eigener Aktivitäten in einer Gemeinde gewöhnt man sich an die Nationalhymnen und die lange Kette der Grußworte bei solchen Veranstaltungen. Eine Auflockerung brachten die Duisburger Philharmoniker. Anders als in Köln oder anderen Teilen der Republik hat es in Duisburg-Marxloh keine Bürgerinitiativen gegen den Bau gegeben. Bei einer einzigen NPD-Demonstration war die Zahl der Gegendemonstranten um ein Vielfaches höher, sodass es keine weitere mehr gab. Und auch bei den leisen Skeptikern unter der nicht-muslimischen Bevölkerung scheint inzwischen der Stolz über das schöne Bauwerk zu überwiegen.

Für einen solchen Prozess braucht es Menschen, die Brücken des Vertrauens bauen, die trotz Ängsten und Vorurteilen helfen, dass sich Menschen zusammensetzen und miteinander reden – offen, kritisch und wenn es sein muss auch mal ohne Hemmungen. Es braucht auf allen Seiten Menschen, die für ein friedliches und gelingendes Zusammenleben Verantwortung spüren und übernehmen. Durch die Begegnungsstätte, die als eigener Verein gegründet, und den Beirat, der aus Vertretern von Stadt, Kirchen, Vereinen und Verbänden zusammengesetzt worden ist, wurde sehr vorausschauend eine gesamtgesellschaftliche Basis geschaffen, die für den weiteren

Werdegang des Projektes zu einer der wichtigsten Entscheidungen werden sollte.

### Duisburg war nicht immer konfliktfrei

Als Kind der ersten Einwanderergeneration wuchs ich in Duisburg auf, war langjährige Schülerin dieser Gemeinde in Marxloh, schon in den 70er Jahren. Insofern – und auch als Muslimin, die einen Hamburger evangelischen Theologen in Duisburg kennen gelernt und geheiratet hat –, begleitet und beschäftigt mich das Geschehen und die Dialogarbeit in meiner zweiten Heimat Duisburg seit Jahrzehnten. Zu Beginn der Planungen des Moscheebauprojektes habe ich als Mitglied des Projekt-Beirates bei der Projekt Ruhr für die Finanzierung des Bildungs- und Begegnungszentrums durch EU-Mittel mit gestimmt. Obwohl man in Duisburg, im Vergleich zu anderen Städten, sehr früh, schon in den 80er Jahren, einen christlich-islamischen Dialog geführt hat, ging es nicht immer friedlich und konfliktfrei zu, wenn es um Moscheen ging. Ich erinnere mich noch genau an die heftigen Auseinandersetzungen in den Jahren 1996/1997, als sich zwei muslimische Gemeinden um die Möglichkeit des Gebetsrufs über Lautsprecher bemühten. Über den Muezzinruf per Lautsprecher kann man auch als Muslim verschiedener Meinung sein; man muss nicht unbedingt einen lautsprecherverstärkten Ruf bejahen und unterstützen. Aber der Protest in manchen Teilen der Bevölkerung war derart groß angeführt von öffentlichen Entrüstungen eines evangelikalen Pfarrers, dass Gespräche und eine Annäherung zwischen Muslimen und ihren Nachbarn nicht möglich waren. Eine Veranstaltung in der Kirche in Duisburg-Laar zum Thema Muezzinruf, zu der von dem evangelikalen Pfarrer öffentlich eingeladen wurde, war für mich damals innerlich nicht auszuhalten. Zum ersten Mal in einer Kirche, herrschte für mich eine Sprache, die mir die Luft zum Atmen nahm. Ich ging vorzeitig raus.

Duisburg war danach lange Zeit als schlechtes Beispiel für Integration und Zusammenleben in der Öffentlichkeit bekannt. Die Muslime zogen sich immer mehr zurück. Das Vertrauen hatte von beiden Seiten abgenommen. Ministerpräsident Rüttgers erinnerte bei seiner Rede ebenfalls an diese Zeit und dankte den Projektverantwortlichen, aber auch den Duisburgern für die jetzige positive Begleitung und Unterstützung des Moscheebaus und Begegnungszentrums. Er erinnerte daran, dass die ganze Konzeption auf „offene Türen, auf Gespräch, auf Begegnung zwischen unseren Kulturen und Religionen“ gründet. Er sprach aber auch von Briefen, die er im Vorfeld von Bürgerinnen und Bürgern bekommen hatte, Briefe voller „Verbitterung und vielleicht auch Hass. Aber auf jeden Fall Sorge und Angst.“ Er räumte ein, dass man in der Integrationspolitik in den letzten Jahrzehnten versagt habe. Es könne aber nicht sein, dass man von der älteren Generation der Einwanderer nichts mehr erwarten könne. Den älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte redete er ins Gewissen, dass sie den Kindern und Enkelkindern dabei

helfen sollten, besser Deutsch zu lernen, um ihren Platz in der Gesellschaft zu finden.

Bemerkenswert und zwischen den Zeilen auch etwas kritisch gegenüber der traditionellen osmanischen Moscheebauweise war zum Teil auch das Grußwort des Vorsitzenden der türkischen Religionsbehörde DIYANET, Prof. Ali Bardakoglu aus Ankara. Er betonte, dass der Islam sich mit seiner Architektur und seiner Lebenspraxis in das jeweilige Land und ihre Kultur einfügen könne.

### **Politik hat gelernt, lernen wir Muslime und Zuwanderer auch?**

Die politisch Verantwortlichen in Deutschland und insbesondere in unserem Bundesland Nordrhein-Westfalen haben sich verabschiedet von den „Lebenslügen“, dass die Einwanderer irgendwann in ihre Herkunftsländer zurückgehen werden. Eine glaubwürdige Integrationspolitik, die nicht mehr nur die Defizite betont, sondern die Ressourcen der Zuwanderer erkennen und einbinden will, setzt sich in den letzten Jahren immer mehr durch. Es gibt sowohl einen nationalen Integrationsplan als auch einen 20-Punkte-Plan für Integration in Nordrhein-Westfalen, an deren Verwirklichung die Verantwortlichen arbeiten. Als einziges Bundesland haben wir einen Integrationsminister. Die Aussage von Bundesinnenminister Schäuble, dass „der Islam Teil dieser Gesellschaft“ geworden sei, war überraschend und wurde zumindest von Muslimen und aktiven Menschen in der Dialogarbeit sehr positiv wahrgenommen. Die Politik wirbt für die interkulturelle Öffnung der Strukturen in der Gesellschaft für Zuwanderer und will sie in alle Bereiche verantwortlich einbinden und Chancengleichheit schaffen. Das Thema ist auf der Tagesordnung wie nie zuvor.

Menschen der zweiten Generation, insbesondere Frauen, haben bei diesem Moscheebauprojekt mit Begegnungsstätte für Öffnung, Begegnung, Dialog mit der Mehrheitsgesellschaft Verantwortung übernommen. Werden sie von der eigenen Community, von den Hardlinern in der eigenen Gemeinde, von ihrem eigenen Dachverband unterstützt und getragen werden? Wird man sich vom Ausländerdasein, von der Opferrolle verabschieden können, in der man es sich zum Teil bequem gemacht hat und in der man oft jede Kritik – mit dem Vorwurf der Fremden- oder Islamfeindlichkeit bzw. (bei den eigenen Leuten) mit der Beschimpfung als „Nestbeschmutzer“ – schon im Keim zu ersticken versucht? Werden wir als Muslime und Einwanderer und auch ganz persönlich ein wenig selbstkritischer werden und stärker noch als bisher Verantwortung übernehmen und uns einfügen in diese Gesellschaft?

Als Insider entgehen einem nicht die Schwierigkeiten, die moderne, liberale, ihren eigenen Standpunkt vertretende Muslime in den eigenen Gemeinden durchleben müssen, auch in Duisburg-Marxloh. Oft hat man den Eindruck, dass die Form Vorrang hat vor dem Geist, vor der Bildung. Aus der Religion wird von manchen Muslimen ein unbewegliches Gesetz, ein Dogma gemacht – und damit werden nicht selten die liberale Gesellschaft, die demokratische Ordnung und der Rechtsstaat herausgefordert. Menschen in den Gemeinden, die eine Theologie der Integration entwickeln und ein zeitgemäß gewandeltes Islamverständnis vertreten, haben

es oft nicht einfach. Diese Menschen brauchen nicht nur den Zuspruch und die Unterstützung ihres eigenen Dachverbandes, sondern ganz besonders der Entscheidungsträger aus der Mehrheitsgesellschaft. Denn es geht darum, was für einen Islam wir in Deutschland in Zukunft wollen. Bei dem Projekt in Duisburg sollte der Geldgeber ein Auge darauf haben und sich regelmäßig in Marxloh zeigen, damit die Akteure immer wieder gestärkt ihr Ziel verfolgen können.

### **Kritische Stimmen sind eine Chance für den Islam in Deutschland**

Der Altbürgermeister von Gladbeck, Eckhard Schwerhoff, sagte einmal, dass eine Stadt kritische Denkansätze brauche, „auch wenn sie nicht immer mit der Meinung der jeweils politisch bestimmenden Kraft in der Stadt übereinstimmen“. Wenn muslimische Dachverbände oder ihre Gemeinden die kritischen Stimmen aus den eigenen Reihen nicht wahrnehmen und zu Wort kommen lassen, behindern sie eine wichtige Entwicklung für den Islam in Deutschland – eine Entwicklung, wo der Islam zu einer zivilisatorischen Kraft werden kann, wie er es einmal in der Geschichte war; eine Entwicklung, wo Kinder und Jugendliche Aufgezwungenes, Anerzogenes nicht einfach übernehmen, sondern hinterfragen und durch Bildung einen eigenen Standpunkt gewinnen wollen; eine Entwicklung, wo das Gefangensein in überkommenen Sprach- und Denkformen überwunden werden kann und muslimische Gemeinden zu Partnerinnen sozialen und demokratischen Handelns für Frieden, Gerechtigkeit und Bildung im Stadtteil werden können; eine Entwicklung, die die Vorurteile über Muslime und den Islam widerlegt und Rechten wie Evangelikalen kein Futter und keine Befürworter mehr liefert.

Gottes Wort ist absolut, seine Deutung aber stammt vom Menschen und ist somit nicht ewig gültig. Das Gebot unserer Zeit ist es, einen Weg vom Ursprungstext ins Heute zu finden. Viele junge, gut ausgebildete Muslime sehnen sich nach einer zeitgemäßen Auslegung ihrer Religion und werden sich so lange nicht in die Moscheegemeinden begeben und dort Verantwortung übernehmen, solange sie dort mit ihren kritischen Denkansätzen kein Gehör finden und sich nur in bestehende Strukturen anpassen sollen. Und muslimische Dachverbände werden sich so lange immer wieder fragen lassen müssen, ob sie denn alle Muslime vertreten, wenn die meisten Muslime doch nicht organisiert seien. Das Projekt in Marxloh hat auch diesen Anspruch der Bildung, Weiterbildung, der kritischen Auseinandersetzung und Diskussion. Die Hoffnungen und Erwartungen können nur gelingen, wenn der bisher eingeschlagene Weg der Akteure von den Verantwortlichen des eigenen Dachverbandes und der Mehrheitsgesellschaft unterstützt und getragen wird – in der Stadt selber und im Land.

*Müzeyyen Dreessen, Dipl.-Sozialpädagogin und Dipl.-Sozialarbeiterin, ist in der christlich-islamischen Dialogarbeit engagiert, war 10 Jahre ehrenamtlich verantwortlich für Dialog-, Öffentlichkeits- und Frauenarbeit der DITIB-Gemeinde in Gladbeck und arbeitet jetzt bei der Landesregierung NRW im Bereich Integration.*

Hartmut Dreier

## Scharoun-Schule Marl – gerettet

In der Scharoun-Schule Marl habe ich mich immer außerordentlich wohlgefühlt. Ich kenne viele Menschen, denen es nicht anders ergangen ist. Dennoch war dieses Gebäude viele Jahrzehnte lang in Marl eine verkannte Größe. Das hängt auch mit ihrer Entstehung zusammen. Bürgermeister Heiland hatte 1960 den berühmten Hans Scharoun in Berlin-West per Dekret beauftragt, eine „Volksschule“ für Marl-Drewer zu bauen. Heiland wollte Scharoun dafür entschädigen, dass er beim Wettbewerb für den Rathaus-Neubau nicht den 1. Platz erhalten hatte. Zwischen 1964 und 1970 wurde die Schule erbaut. Michael Hellgardt, Scharouns Beauftragter auf der Baustelle der Scharoun-Schule, erzählt noch heute Geschichten, mit welchen Hindernissen er in Marls Verwaltung zu kämpfen hatte.

Hans Scharoun hat sein Schulbau-Konzept mit seiner gesellschaftlichen Utopie zusammen gesehen. So hat er die Schule nicht wie eine rechteckige (Kasernen-)Schachtel gestaltet, sondern weitläufig in gesonderten Baukörpern in Waben-Form, im Sinne der kindlichen Entwicklung: für Kinder (die Geborgenheit, ein „Nest“, brauchen), für die weiter Heranwachsenden (mit ihrer zunehmenden Abstraktionsfähigkeit) und schließlich für Jugendliche (mit ihrer deutlichen Rationalität). Die Klassenräume sind nicht auf das frontale Pult hin ausgerichtet, sondern bergen in einem vieleckigen Raum die gemeinsame Interaktion der Schüler. Jeder Klassenraum hat einen Vorraum mit Garderobe und eigener Toilette und eine Terrasse vor großen Fenstern mit Blick in die Natur. Licht und Sonne kommen auch durch das rundumlaufende Oberlicht. Die Klassenräume in den einzelnen Waben sind durch perspektivenreiche Flure/Hallen verbunden. Von diesen Waben gehen größere, hallenartige Flure („Dorfstraßen“) ins Zentrum der Schule, zum „Dorfplatz“ und zur großen Aula, deren Form der ebenfalls von Scharoun entworfenen Berliner Philharmonie ähnelt. Werkstatthallen sind da für Hand- und Maschinenarbeit im polytechnischen Unterricht. Selbst ein Himmelsobservatorium sah er vor.

Scharoun hat in seinem Leben nur zwei Schulen entworfen: in Marl und in Lünen. Beide Städte waren noch in den 1960er Jahren Paradebeispiele des Wirtschaftswachstums und entsprechender Stadtplanung im nördlichen Ruhrgebiet. Ambitionierte Bürgermeister beauftragten möglichst weltbekannte Architekten und pflegten auf „Wachstum“ gerichtete Entwicklungspläne für „ihre“ Kommunen. Die Schule in Lünen war eine „Weiterführende Schule“. Demgegenüber erlitt die Scharoun-Schule Marl wechselnde Nutzungen: Als sie schließlich eröffnet war, war in NRW die „Volksschule“ abgeschafft; in das Gebäude kam eine Grundschule, dann eine Gesamtschule, zunächst die Sekundarstufe I, dann die Gemeinsame Sekundarstufe II der beiden Gesamtschulen in Marl. Sie hatte keine in Jahren gewachsene Elternlobby und (im Unterschied zu Gymnasien) keine Ehemaligen-Lobby. Auch Asylbewerber brachte die Stadt darin unter oder in einer unübersehbar hässlichen Baracke davor. Sport- und Musikvereine nutzten Räume, aber begriffen nicht den besonderen

Charme des Gebäudes und unternahmen nichts für den Erhalt. Die Stadtverwaltung Marl flickschusterte gelegentlich an den Dächern herum, aber pflegte die Bausubstanz nicht – mit dem Vorteil, dass sie sich bis heute im Urzustand befindet und seit einigen Jahren unter Denkmalschutz steht und mit dem Nachteil, dass die Dächer Wasser durchließen, sich Schimmel bildete und Lehrer sich irgendwann deswegen weigerten, in bestimmten Klassenräumen zu unterrichten.

„Schimmel“ und „unerschwingliche Kosten für Sanierung“ waren die Argumente für den Beschluss, zu Beginn der Sommerferien 2006 das Gebäude als Schule aufzugeben und abzuschreiben – im Rahmen einer Schulentwicklungsplanung für ganz Marl. Gegen Proteste auch der circa 300 Oberstufen-GesamtschülerInnen, die sich in dem Gebäude richtig wohlfühlten („unser College“). Die Schule stand ab Sommerferien 2006 vollkommen leer, genutzt wurden nur noch die Aula (von einem Chor) sowie die Sport-



„Vandalismus“ begann.

Es gab zu dem Zeitpunkt längst in der Stadtverwaltung Pläne, das Gebäude dem Verfall und Abriss preiszugeben.

### Initiativkreis für die Scharoun-Schule

Aber soweit ist es nicht gekommen! Spätestens in 2005 mehrten sich in Marl besorgte Stimmen, was aus dieser „Ikone“ der städtebaulichen und architektonischen „Klassischen Nachkriegs-Moderne“ wohl würde. Der Bund Deutscher Architekten (BDA) NRW wurde alarmiert. Der BDA Ruhrgebiet lud am 24.11.2005 seine reguläre Mitgliederversammlung in die Scharoun-Schule Marl ein und organisierte in diesem Rahmen eine öffentliche Veranstaltung, auf der es „lebhaft“ zuzug. Am 5.12.2005 gründeten 30 Personen als Bürgerinitiative den „Initiativkreis Scharoun-Schule Marl“ (= IK) mit dem Ziel, das Gebäude zu retten für schulische und pädagogische Zwecke. Für die Sanierung lag längst ein Gutachten des Büros Ellermann-Pfeiffer-Preckel vor, in dem die Sanierungskosten mit circa 7 Mio. Euro kalkuliert waren. Prof. Dr. Roland Günter (Oberhausen-Eisenheim) ermunterte in der zweiten Sitzung den IK, sich nicht erschrecken zu lassen durch solche Zahlen, vielleicht ginge es auch mit der Hälfte, vielleicht sei Eigeninitiative möglich und eine „Sommerakademie“ könnte helfen, den internationalen Ruf der Schule herauszustellen.

### Der IK arbeitete in zwei Phasen

In der ersten Phase bis Ende 2006 alarmierten wir die Fachwelt im In- und Ausland. Kurz vor seiner Pensionierung Anfang 2006 hatte Prof. Dr. Eberhard Grunsky (Landeskon-



servator Landschaftsverband Westfalen) in einem Gutachten den außerordentlichen Rang der Scharoun-Schule Marl unterstrichen. In protestierenden und mahnenden Schreiben ergingen Appelle an Marls Bürgermeisterin Uta Heinrich von: Prof. Dr. Peter Blundell-Jones (Sheffield), Prof. Dr. Günter Nagel (Berliner Akademie der Künste), Prof. Dr. Antonio Monestiroli (Dekan der Architekturfakultät der Technischen Universität Mailand), Prof. Dr. Roland Günter (Oberhausen), Dr. Michael Hellgardt (Amsterdam), Sjoerd Soeters (Amsterdam), Prof. Heiner Moldenshardt (Berliner Akademie der Künste). Hier fungierte Dr. Michael Hellgardt (Amsterdam) als Regiestelle, mobilisiert durch Prof. Dr. Manfred Walz (Bochum), beide frühere Scharoun-Schüler in Berlin. (Walz ist seit 25 Jahren Titelbildner von AMOS.) Ihre Briefe kamen in Kopie zu uns im IK, wir übersetzten sie umgehend und spielten sie der Presse zu. Wenn die Bürgermeisterin und der Baudirektor diese Appelle auf ihrem Schreibtisch hatten, las schon die Öffentlichkeit in Marl darüber, mit der Folge: Das Interesse im „Publikum“ wuchs. Wir wissen nicht, ob alle Briefe „wie es sich gehört“ beantwortet wurden, jedenfalls bekam Peter Blundell-Jones durch das Antwortschreiben der Bürgermeisterin die Gelegenheit, ihr ein weiteres Mal zu schreiben. Noch eindringlicher. Und wieder informierten wir durch die Presse die Bevölkerung.

In dieser ersten Phase wiesen einige von uns in einer „besonderen Aktion“ im März 2006 durch Luftmessungen und Luft-Ionisation in den beiden Klassenräumen mit dem größten Schimmelbefall nach, dass der Schimmel im Mauerwerk zwar nicht beseitigt würde, aber diese Räume durch Luftionisationsgeräte im Dauerbetrieb sogar für den Unterricht genutzt werden könnten.



Durch Luftionisation sei das Raumklima „besser als auf Sylt“, nachgewiesen durch computergesteuerte Dauermessungen, verlautbarten wir auch

durch die Lokalpresse (vgl. [www.Luftionisator-ruhr.de](http://www.Luftionisator-ruhr.de) – Dr. Ing. Klaus Bolst, Bochum). Das störte den Plan der Verwaltung nicht, zum Sommer 2006 die Schule stillzulegen; wir wurden von der Verwaltung vielmehr belästert („nicht erlaubt“, „nicht abgesprochen“, „die haben die Geräte manipuliert“), aber die Öffentlichkeit wurde wieder einmal aufmerksam.

IK in der zweiten Phase: Wir nahmen uns vor, die Politik in Marl durch Gespräche zu überzeugen, sich zur Scharoun-Schule zu „bekennen“, wachsam zu sein/zu werden, aktiv dafür einzutreten, das Gebäude für pädagogische und schulische Zwecke zu nutzen und sich um die Finanzierung der Sanierung zu kümmern. Im Frühjahr 2007 zog (dank eines mutigen Beschlusses im Kulturstab der Stadt Marl) die sehr große und breit vernetzte Musikschule aus ihrem bisherigen unzureichenden Standort in die Scharoun-Schule um. Auf Betreiben des städtischen Schulausschusses wurde im Stadtrat schließlich ein Nutzungskonzept beschlossen: Nach der Sanierung

soll außer der Musikschule auch die benachbarte Grundschule Aloysius das Gebäude mit Leben füllen.

Im Vorfeld solcher Beschlüsse hatten wir vom IK in Gesprächen die SPD und CDU entsprechend überzeugen können; die Grüne Wählergemeinschaft Marl war ohnehin immer für Erhalt und Sanierung der Scharoun-Schule. Ich ging im Januar 2007 zum Neujahrsempfang der CDU, um den wesentlichen Entscheider in der CDU Marl zu bewegen, sich für die Scharoun-Schule zu engagieren – mit Erfolg. Die Einladung des IK an Städtebauminister Wittke (vom Oktober 2006) bekam durch ihn Verstärkung. Der Minister kam im Mai 2007 in die Scharoun-Schule Marl und versprach vollen Einsatz seines Ministeriums für die Sanierung („Sehen Sie mal, das Gebäude kommt durch keinen weiteren Winter.“). Genüßlich registrierten wir seinen Satz „Solch ein Gebäude gehört bei einer kommunalen Schulentwicklungsplanung auf Platz 1“. Und er hielt Wort. Auf seine Veranlassung besuchten die Montagsstiftung (Bonn) und Fachleute des Ministeriums kurz vor Weihnachten 2007 die Schule – auf „Wink vom Minister Wittke“. Das Ministerium für Bauen und Verkehr in NRW forderte die Stadt Marl auf, ein Konzept für die langfristige Nutzung der Scharoun-Schule im Zusammenhang der Stadtentwicklung und als Beispiel für das Land zu erstellen. Der IK hat diesen Prozess mit eigenen Vorschlägen begleitet.

## Marler Symposien

Der IK kümmerte sich mit anderen darum, die Scharoun-Schule ihrem Rang entsprechend bekannt zu machen. Der BDA Ruhrgebiet lud zusammen mit dem M:AI (Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW, Gelsenkirchen) im Mai 2008 zu einem „1. Marler Symposium Lern.Raum.Schule“ nach Marl ein. Das Skulpturenmuseum Glaskasten Marl organisierte Stadtführungen durch die Architektur-Beispiele der Klassischen Moderne in Marl. Das Kunsthistorische Institut/Prof. Dr. Carsten Ruhl der Ruhr-Universität Bochum zeigte in einer Ausstellung den Rang von Hans Scharoun auch als Schul-Architekt. Ein „2. Marler Symposium Lern.Raum. Stadt“ ist in der Federführung von Prof. Bilstein (Düsseldorf) für April 2010 geplant – im Rahmen von „Ruhr.2010“.

## Sanierungsbeginn 2009

Nach vielen fachlichen und politischen Gesprächen mit Bezirksregierung und dem Land NRW/Ministerium für Bauen und Verkehr verabschiedete endlich der Marler Stadtrat am 13.11.2008 einstimmig ein Gesamtkonzept für die Scharoun-Schule in Verbindung mit der städtebaulichen Gesamtentwicklung. Die Scharoun-Schule wird ab 2009 mit erheblicher Förderung aus dem „Stadterneuerungsprogramm und dem Programm zur energetischen Erneuerung von Gebäuden der sozialen Infrastruktur in Kommunen (Investitionspakt Bund-Länder-Kommunen NRW)“ saniert; der Bewilligungsbescheid des Landes liegt seit Weihnachten 2008 vor; die Ausschreibungen laufen.

*Hartmut Dreier, seit 1977 in Marl, bis 1999 Pastor in einer Bergarbeiter-Gemeinde, seitdem als Sachkundiger Bürger (für die Grünen) im Schul- und Kulturausschuss; interkulturelle-interreligiöse Gemeinwesenarbeit, seit 1969 bei AMOS, Mitglied im Werkbund.*

Ralf Syring

## Palästina: Wider falsche Alternativen

*zwurf*

Als ich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Berufsschullehrer in Gladbeck war, habe ich mit den Schülern einiger Klassen die Verhandlung vor jenen Prüfungskammern simuliert, vor denen tauglich gemusterte Wehrpflichtige, die den Kriegsdienst verweigern wollten, ihre Gewissensgründe vortragen und verteidigen mussten. In diesen „Verhandlungen“ gab es häufig Fragen nach diesem Muster: „Stellen Sie sich vor, dass sie am Rande ihrer Heimatstadt sitzen und eine Waffe in der Hand haben. Ein Flugzeug nähert sich der Stadt. Sie wissen, dass es geschickt wurde, um die Stadt zu bombardieren. Wenn es zu dieser Bombardierung kommt, kann auch Ihre Familie zu den Opfern gehören. Sie können das Flugzeug abschießen und damit die Bombardierung Ihrer Stadt verhindern. Was tun Sie?“ Man konnte auf diese Frage nur „falsch“ antworten. Wie immer die Antwort lautete, sie würde zeigen, dass die Gewissensgründe des Antragstellers nicht tragfähig waren, wäre er doch in jedem Fall für Gewalt verantwortlich.

Ich fühlte mich an diese Frage erinnert, als ich Mitte Februar aus dem Gaza-Streifen nach Europa zurückkehrte. Mit Erstaunen las ich Veröffentlichungen, in denen der Angriff der israelischen Armee auf die Bevölkerung des Gaza-Streifens vom 27. Dezember 2008 bis zum 18. Januar 2009 für richtig und notwendig befunden wurde, weil aus dem Gaza-Streifen Geschosse auf Ashkalon und Sderot in Israel gefeuert worden waren und Kamikaze-Mörder in Israel Menschen in Bussen und an anderen öffentlichen Orten ermordet hatten. Ich fand mich in der Gesellschaft von Menschen, die als „Antisemit“ beschimpft wurden, weil ich das Elend von Menschen im Gaza-Streifen gesehen hatte und darüber berichten wollte. Mit Rassentheorien kenne ich mich nicht aus, erinnere mich aber aus meinem Theologiestudium, dass zu den Söhnen des Sem nicht nur Hebräer und Aramäer, sondern auch Araber gehörten. Wer hat ein Interesse daran, mich zum „Judenfeind“ abzustempeln, wenn ich Verbrechen von Israelis als solche bezeichne, genau wie ich das mit den Verbrechen von Arabern, US-Amerikanern, EU-Bürgern und anderen tue? Warum soll ich gezwungen werden, mich zu entscheiden zwischen denen, die Menschen in Ashkalon tödlich zu treffen versuchen und denen, die Wohngebiete im Gaza-Streifen samt ihrer Bewohner mit Panzern und Bulldozern niedergewalzt haben?

Die Alternative ist jener ähnlich, die die Prüfungskammern den Kandidaten für die Kriegsdienstverweigerung zumuteten. Nein, Herr Kammervorsitzender vom Kreiswehrersatzamt, ich sitze nicht mit einer Waffe am Rand meiner Stadt. Das war die einzig mögliche Antwort, die mit dem Verweigerungsbegehren vereinbar war. Nein, meine Damen und Herren „Rechte“ oder „Linke“ von den medialen Moralinstanzen der Republik – gegen solche Übereinstimmung habe ich mich über Jahrzehnte gewehrt und kann vor ihrer Existenz doch jetzt die Augen nicht verschließen – ich weigere mich, die Toten und Bedrohten in Ashkalon und in Jabalia gegeneinander auszuspielen. Es geht nicht einmal um den Vergleich der jeweiligen Anzahl.

Es geht um Menschenrecht und Menschenwürde. Und es ist weder möglich noch erfolgversprechend, das eine oder

das andere mittels der Verletzung beider herzustellen. Es gibt inzwischen genug historische Erfahrungen, in denen Befreiungs- und Widerstandsbewegungen zwar gezeigt haben, dass sie unter bestimmten Umständen siegreich sein können, dass sie aber dann nicht in der Lage sind, eine Gesellschaft einzurichten, die den zuvor proklamierten Zielen von Demokratie und Gerechtigkeit auch nur entfernt entspricht, wenn sie sich der Methoden ihrer Feinde bedient haben. Und es gibt genug historische Erfahrungen, in denen Besatzungsmächte durch Repression immer wieder den Widerstand reproduziert haben, den zu bekämpfen sie vorgaben.

Ich habe im Gaza-Streifen im Januar und Februar 2009 versucht, für Medico International einen Eindruck über die Schäden an Gesundheit und am Gesundheitswesen durch die Angriffe der israelischen Armee zu gewinnen. Es werden auch in Zukunft die Symptome zu behandeln sein. Doch die Krankheit wird weitergehen und ihre Ausschläge bilden, solange ihre Ursache bestehen bleibt. Die Ursache hat zweifelsohne zahlreiche Ebenen, oberflächliche und tieferliegende. Die Besatzungspolitik Israels ist eine Ebene, der millionenfache Mord der Nazis und ihrer Mitläufer an Juden eine andere, die Vertreibung und Ermordung von Palästinensern durch Zionisten eine weitere. Eine Linderung ist kaum in Sicht, solange junge Leute in Gaza und Tel Aviv einander nicht begegnen können, weil es durch die Trennungspolitik Israels verhindert wird. So lernen sie Angst voreinander und Hass aufeinander. Vielleicht liegt Hoffnung da, wo Begegnung möglich wird.

**Ralf Syring**, Dr. med., geboren 1946 in Iserlohn, Studien der Ev. Theologie, Sozialwissenschaften und Medizin (in Münster, Marburg, Amsterdam, Bochum, Düsseldorf und Essen), Berufsschullehrer in Gladbeck und Herne, Facharzt für Kinder- und Jugendmedizin (einfacher: Kinderarzt), Rundfunk- und Fernsehkorrespondent für IKON Hilversum, Arbeit in Nicaragua, El Salvador, Angola, Mosambik, Senegal und anderen afrikanischen Ländern. Ralf Syring schreibt für AMOS in diesem Jahr die „Einwürfe“. (siehe dazu auch das Editorial)

## Gratulation an PHV

Der Peter Hammer Verlag, Wuppertal, wird mit dem Hauptpreis des diesjährigen Kurt Wolff Preis 2009 ausgezeichnet. Die Verleihung an die Verlagsleiterin Monika Bilstein fand anlässlich der Leipziger Buchmesse am 13. März statt. In der Begründung der Jury heißt es: Der Peter Hammer Verlag bekommt den mit 26.000 Euro dotierten Preis, „weil es ihm seit seiner Gründung 1966 gelungen ist, ein anspruchsvolles, vielfältiges Programm zu veröffentlichen. Das mutige Engagement für Literatur aus Afrika und Lateinamerika zeichnet den Verlag besonders aus, zu nennen sind dabei AutorInnen wie Gioconda Belli, Aniceti Kitereza, Ernesto Cardenal, Eduardo Galeano, Chinua Achebe oder Meja Mwangi. Einen herausragenden Platz im Verlagsprogramm nimmt Kinder- und Jugendliteratur ein mit Autoren und Illustratoren wie Wolf Erlbruch, Jürg Schubiger, Eva Muggenthaler oder Dolf Verroen. Diese Programm-Mischung des Peter Hammer Verlages erfüllt aufs beste die Kriterien der Kurt Wolff-Stiftung. Ausgezeichnet wird auch die jedem einzelnen Titel angemessene Ausstattung der Bücher.“ Der Kurt Wolff Preis wird seit 2000 verliehen an konzern-unabhängige Verlage, zur Förderung einer vielfältigen Verlags- und Literaturszene. AMOS gratuliert dem Peter Hammer Verlag zu dieser besonders großen Ehrung.

Anna Musinszki / Manfred Walz

## Menschenorte 2

**Ruhrinsel:** bei Gabriele Voss + Christoph Hübner

Gabriele und Christoph haben 1978 Hamburg gegen die Ruhrinsel in Witten getauscht. Hier sitzen wir mit ihnen im Schneiderraum, und sie erzählen. „Huckinger März“, „Vom Alltag einer Krise“ und „Lebensgeschichte des Bergarbeiters Alfons“ sind ein paar ihrer Filmproduktionen aus den 70er Jahren.



Christophs erster Film über das Ruhrgebiet war schon 1973 entstanden: „Huckinger März“. Als die beiden vor 30 Jahren hierher kamen, lagen die Stationen München und Heidelberg hinter ihnen. Es war die Zeit der Medienzentren, als sie sich dazu entschlossen, im Ruhrgebiet ein Zentrum für regionale Filmarbeit zu gründen. Die Idee war, Alltag und Geschichte des Ruhrgebiets filmisch zu begleiten. Das erste Projekt: Bergbau und Leben in der Bergarbeitersiedlung. Für den Filmzyklus „Prosper Ebel – Chronik einer Zeche und ihrer Siedlung“ zog man für drei Jahre in ein Zechenhaus in Bottrop-Ebel ein, mit Schneidetisch und allem, was dazugehört. Dass ihnen nach dem öffentlichen Filmstart ein Teil der Ebel-Bewohner die Dokumentation krumm nahm – der unge-

schminkt wiedergegebenen Ruhrpott-Sprache wegen –, war für sie eine neue Erfahrung.

Ihr Rundgang mit uns führt zum Schluss in den aufgesetzten Turm. Erst hier im 5. Stock erkennt man die Ruhr und ihre Ufer. Hell erleuchtete Fenster der am anderen Ufer stehenden Villa spiegeln sich im dunklen Fluss. Das geräumige Gebäude war ehemals Wohnhaus einer Industriellenfamilie. In der Mitte des 19. Jahrhunderts betrieb der eine Bruder an den Ufern der Ruhr ein Stahlwerk, der andere eine Brennerei. Die Geschäfte der beiden liefen so gut, dass die Brüder darum wetteiferten, wer das prächtigste und das höchste Anwesen an der Ruhr sein Eigen nennen konnte. Der die Brennerei besitzende Bruder verpasste seinem Insel-Anwesen einen kleinen Turm, aus dem heraus er auf die Villa seines Bruders am gegenüberliegenden Ufer herabsehen konnte.

Gabriele und Christoph produzieren heute Filme im und über das Ruhrgebiet hinaus, die im Kino und Fernsehen gezeigt werden und Preise erhielten. Was macht das Ruhrgebiet, was macht der Ort auf dieser Insel für die beiden aus? Gabriele verbindet damit ein „Aufs-Land-Gehen“. Christoph reizt hier, dass das Ruhrgebiet nicht einheitlich ist: seine starken Kontraste, die Widersprüche und Lebendigkeit. Die beiden, die der Kunst nachgehen, die Welt zu zeigen: Man müsste sie noch einmal besuchen auf ihrer Ruhrinsel ...



*Anna Musinszki, Dipl.Ing. Raumplanung, Dozenten- und Forschungstätigkeit, Aufbau und Mitarbeit im Institut für soziale und ökologische Forschung e.V. – Akoplan, Dortmund; AMOS-Mitherausgeberin, und Manfred Walz (s. S. 12)*

Wilhelm Neurohr

## EU-Demokratiedefizite

Ein Europa der Bürger oder ein Europa der Konzerne?

Den EU-Verfassungsvertrag lehnten die Bürger Frankreichs und der Niederlande 2005 ab, den nahezu inhaltsgleichen EU-Reformvertrag die Bürger Irlands 2008. Diese demokratische Entscheidung will die politische Elite nicht akzeptieren.

Nach „langer intensiver Prüfung“ hat der deutsche Bundespräsident Horst Köhler am 8. Oktober 2008 die deutschen Gesetze zur Umsetzung des EU-Reformvertrages unterschrieben. Anders als die Kläger in Karlsruhe habe Köhler „keine durchgreifenden verfassungsrechtlichen Bedenken“ gesehen, die ihn an der Ausfertigung gehindert hätten. Wenngleich die völkerrechtliche Ratifizierung des Vertrages bis zur abschließenden Entscheidung Anfang 2009 weiter auf Eis liegt, hat der Bundespräsident damit auch die Karlsruher Richter, die bekanntlich für die „unabhängige“ dritte Gewalt im Staat nach Parteienproporz ausgesucht werden, möglicherweise in einen gewissen Entscheidungszwang gebracht. Werden deutsche

Verfassungsrichter es nunmehr wagen, die verfassungsähnlichen EU-Reformverträge als in Teilen mit dem deutschen Grundgesetz für nicht vereinbar zu erklären? Und sich damit dem Vorwurf der Behinderung des Fortganges der EU-Entwicklung ausgerechnet durch das größte EU-Mitgliedsland aussetzen?

Der Europaabgeordnete Jo Leinen (SPD), Vorsitzender des Verfassungsausschusses für konstitutionelle Fragen im Europa-Parlament und Mitglied im Konvent für die EU-Grundrechtscharta, lässt sich weder vom Bürgervotum noch von dem ausstehenden Votum des höchsten deutschen Gerichtes bremsen. Sein EU-Verfassungsausschuss hat sich am symbolischen 11. September 2008 für die Aufnahme der europäischen Staatssymbole, also der Europahymne und -flagge in die Geschäftsordnung ausgesprochen. Diese sollen in der „europäischen Bürgerkammer mit Selbstvertrauen und Stolz gezeigt werden“. Dabei ist bis heute nicht geklärt, was die EU mit dem voranschreitenden Integrationsprozess eigentlich sein will: Ein föderalistischer Bundesstaat? Ein loser Staatenbund? Oder eine bloße Wirtschaftsunion als gemeinsamer Binnenmarkt – zuzüglich künftiges Militärbündnis? ...

*weiterlesen unter [www.amos-zeitschrift.de](http://www.amos-zeitschrift.de)*



Wolf-Dieter Just

## “Humanitarian Aid is no Crime!”

Bericht von einer Reise zur Grenze  
zwischen den USA und Mexiko

Auf Einladung von Mitgliedern der US-amerikanischen „sanctuary-Bewegung“ reisten 6 Mitglieder der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ und des Internationalen Versöhnungsbundes im November 2008 nach Tucson (Arizona), um die prekäre Situation an der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze kennen zu lernen, sich über gemeinsame Erfahrungen in der Arbeit mit Flüchtlingen auszutauschen und um Möglichkeiten internationaler Zusammenarbeit auszuloten. Im April 2009 ist der Gegenbesuch einer amerikanischen Delegation geplant.

„No More Deaths“ - „Nicht noch mehr Tote“ - heißt ein Zusammenschluss von Christen in Arizona (USA) mit dem Ziel, zur Beendigung von Not und Sterben an der US-mexikanischen Grenze beizutragen und fundamentale Menschenrechte durchzusetzen. Anlass für die Gründung im Jahr 2004 war das Erschrecken über die Tatsache, dass zwischen 1998 und 2004 über 2000 Migranten - Männer, Frauen und Kinder - bei dem Versuch gestorben waren, diese Grenze zu überqueren: getrieben durch bittere Armut, Arbeitslosigkeit und ökonomische Ungleichheit, ohne Kenntnis der rauen Bedingungen in der Sonora Wüste und der Gnadenlosigkeit der „border patrol“, des amerikanischen Grenzschutzes. Sie verdursteten während der tagelangen Märsche in der Gluthitze - im Sommer steigen die Temperaturen über 45 Grad -, verletzen sich an den Felsenklippen oder erkranken und werden von ihren Schleppern gnadenlos zurückgelassen; oft sind es Kinder, Ältere oder (schwängere) Frauen. Ihre Leichen werden in der Wüste gefunden. An manchen Orten sehen wir „Schreine“, mit denen an die Opfer erinnert wird: ein Holzkreuz, Steine, auf die die Namen der Verstorbenen gemalt sind, dazu ihre Schuhe, Kleidung und andere Habseligkeiten! Erschütternde Zeugnisse von menschlichen Tragödien - Zeugnisse aber auch eines globalen Unrechtssystems, das die Ressourcen dieser Erde so ungleich verteilt. ...

weiterlesen unter [www.amos-zeitschrift.de](http://www.amos-zeitschrift.de)

Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost – EJJP Deutschland –  
am 6. März 2009

## „Wie hält es die Ev. Kirche in Duisburg mit der Meinungsfreiheit?“

Offene Replik  
auf einen Offenen Brief vom 24. Februar 2009

Gerichtet an:

Pfarrer Armin Schneider,

Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Duisburg

Pastor Stephan Kiepe-Fahrenholz,

Leiter des Diakonischen Werkes Duisburg

Am 24.02. d.J. richteten Sie als Amts- und Würdenträger des Duisburger Ev. Kirchenkreises und Diakonischen Werks an den Vorsitzenden der Fraktion Die Linke im Duisburger Rat, Hermann Dierkes, einen „Offenen Brief“, in dem Sie seinen Ausschluss aus einer kommunalpolitischen Podiumsdiskussion kundtun, zu der er zusammen mit den Vorsitzenden der anderen im Rat vertretenen Fraktionen für den 7. Mai in die Salvatorkirche eingeladen worden war:

„Nach den uns vorliegenden Informationen haben Sie, offenbar unter Bezug auf die aktuelle Politik des Staates Israel im palästinensischen Autonomiegebiet, zu einem Boykott israelischer Produkte aufgerufen. Die Tatsache, dass sich die geistige wie verbale Parallele zu der Nazi-Parole ‚Deutsche, kauft nicht bei Juden‘ unmittelbar einstellt, hat Sie davon, wenn die heutige Tageszeitung Sie zutreffend zitiert, offensichtlich nicht abgehalten /.../ Dass man die Politik des Staates Israel unterschiedlich bewerten kann, ist unstrittig. Ihre Einlassung hat jedoch keineswegs allein mit politischen Ermessensfragen zu tun. Sie nehmen vielmehr bewusst oder fahrlässig, jedenfalls billigend in Kauf, dass Ihr Aufruf als antisemitische Attacke verstanden wird, die sich unmittelbar gegen unsere jüdischen Glaubensgeschwister richtet.“ (Hervorhebung durch „Jüdische Stimme“)

Zu diesem Vorgang nehmen wir Stellung wie folgt:

Herman Dierkes wurde aufgrund seiner öffentlich bezogenen Stellung zur Israelpolitik von so vielen Seiten und so hart gescholten, dass er sich zum Rücktritt von seiner Funktion im Duisburger Rat gezwungen sah. Wie aus der Presse bekannt ist, wurde er wohl von der Führung seiner Partei allein gelassen, wenn nicht sogar zum Rücktritt gedrängt.

Nach Lage der Dinge handelt es sich hier um einen Vorgang, der keineswegs nur als Duisburger Provinz-, sondern als bundesweiter Demokratieskandal bedauert werden muss.

Dabei wird Dierkes Position von breiten Teilen der internationalen sozialen Bewegungen – darunter auch unzählige christ- und sogar evangelisch-kirchliche und selbstverständlich viele jüdische Organisationen – getragen.

Die internationale Bewegung „Boykott, Investitionsstopp (Des-Investitionen) und Sanktionen (BDS)“ gegen die Politik Israels in den besetzten Gebieten von Palästina und in Gaza ist in den meisten Ländern bereits seit bekannt. Ihre Unterstützung nimmt weltweit zu. Einige wenige Beispiele mögen dies belegen:

**In Schweden wird der Boykott israelischer Produkte bereits seit Jahren in Kirche und Gesellschaft diskutiert und praktiziert. Nach Gaza diskutieren in jüngster Zeit Organisationen der Zivilgesellschaft bis hin zu Parteien Boykottaktionen auch gegen Sportveranstaltungen, an denen Israelis beteiligt sind.**

## AMOS-ABO

### Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung (ab 2009) 18,- € pro Jahr.

#### Rechnungsanschrift (AbonentIn)

Name \_\_\_\_\_  
Straße \_\_\_\_\_  
PLZ/Ort \_\_\_\_\_  
Datum \_\_\_\_\_ Unterschrift \_\_\_\_\_

#### Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name \_\_\_\_\_  
Straße \_\_\_\_\_  
PLZ/Ort \_\_\_\_\_

#### Zahlungsweise

- ☐ Verrechnungsscheck über 18,- € liegt bei  
☐ Überweisung über 18,- € ist erfolgt  
am \_\_\_\_\_ an AMOS, Marl, Konto 33 300 120  
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: \_\_\_\_\_

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

*In Brooklyn, York, wird seit Ende Februar in einer der größten Lebensmittelkooperativen (15.000 Mitglieder) öffentlich ein Boykott israelischer Produkte diskutiert.*

*Auf seiner Sitzung am 20. Februar rief das Exekutivkomitee des Weltkirchenrats im Dokument Nr. 12 die Mitgliedskirchen und deren Organisationen auf, hinsichtlich des Israel-Palästina-Konflikts ihre Regierungen, unter Bezugnahme auf das Internationale Recht und ihrer daraus resultierenden Verantwortung gegenüber Drittstaaten, wo immer es nötig ist, zur Rechenschaft zu ziehen und weiter die für Investitionen und Einkäufe zuständigen kirchlichen Organe zu einer moralisch verantwortlichen Praxis gegenüber Unternehmen zu verpflichten, deren Produkte oder Dienstleistungen die Besetzung palästinensischer Gebiete unterstützen.*

*Am 2. März verkündete die Britische Regierung ihren Boykott gegen den Israelischen Baulöwen Lev Leviev und nahm, unter Bezugnahme auf sein rassistisches Engagement im illegalen Siedlungsbau Israels in den besetzten Gebieten, ihre Entscheidung zurück, eine Etage in dem Kirya-Turm in Tel Aviv für ihre dortige Botschaft zu mieten. Der Turm gehört Levievs Unternehmen Africa-Israel.*

Der seit 1976 von Palästinensern in Israel und allen Ländern am 30. März gegen die anhaltende Konfiskation palästinensischen Landes begangene „Tag des Bodens“ (Yaum Al-Ardh) wird von allen palästinensischen und vielen internationalen Nichtregierungsorganisationen als BDS-Tag begangen werden.

**Superintendenten und Leiter kirchlicher Einrichtungen in Deutschland irren**, wenn sie glauben ihrem Auftrag zu einem gedeihlichen Miteinander der unterschiedlichen Religionen beizutragen, mit falschen, an den Haaren herbeigezogenen Analogisierungen, gerecht zu werden. Auch fragen wir uns, ob sie ihren eigenen Gläubigen und den vielen Laienhelfern gerecht werden, die – z.T. in kirchlichem Auftrag – Jahr um Jahr das in den besetzten Gebieten von Israel hervorgerufene Elend zu lindern helfen.

**Superintendenten und Leiter kirchlicher Einrichtungen in Deutschland irren**, wenn sie glauben und verbreiten, dass die von den Nazis ausgegrenzten, vertriebenen, geschädigten und ermordeten Juden mit Israel gleichzusetzen sind. Auch sehen sich viele der heute lebenden Juden und Jüdinnen keineswegs durch Israel vertreten. Als Juden und Jüdinnen in Deutschland halten wir es für hochproblematisch, alle Juden und Jüdinnen in einen Topf zu schmeißen: Es entspricht einer stereotypen Einstellung, die uns nur als homogene Gruppe zu sehen fähig ist. Ein Zugang, der jeder Form des Rassismus zu Grunde liegt.

Um es klar zu sagen, Ihren Bezug auf „unsere (?) jüdischen Glaubensgeschwister“ finden wir anmaßend!

Als Mitglieder der Jüdischen Stimme für einen gerechten Frieden in Nahost – EJJP Deutschland – und als Freunde vieler vergleichbarer jüdischer Organisationen auf allen Kontinenten – insbesondere auch in den USA und Israel selbst – weisen wir das Ansinnen, den Aufruf zum Boykott israelischer Waren als antisemitisch zu diskreditieren, auf das Schärfste zurück!

Ist den kirchlichen Amtsträgern in Duisburg, die Israel – weshalb nur? – so gern eine Sonderbehandlung angedeihen lassen wollen, nicht bekannt, was in allen anderen europäischen Nationen und offenbar auch in den meisten Kirchen seit Gründung der Vereinten Nationen politisch unumstritten ist, nämlich, dass jedes Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft und mithin jeder Staat zu *ächten* ist,

- **der sich dauerhaft** über Internationales Recht erhebt,

- **der anhaltend – im Falle Israel seit nunmehr 61 Jahren –** allen UN-Resolutionen (übrigens ganz im Stile auch des Diktators von Sudan) „in den Wind pfeift“
- **der sich als Siegermacht grober Verstöße gegen die Genfer Konventionen schuldig macht**, indem er die Besiegten unverhältnismäßig lange Zeit (im Fall Israel 42 Jahre) unter Besatzung hält
- **in besetzt gehaltenen Territorien** den Besetzten anhaltend Land, Wasser und andere Ressourcen raubt sowie in illegaler Weise die eigenen Landesgrenzen ausdehnt und durch eine Grenzmauer manifest macht, die selbst der Internationale Gerichtshof gutachtlich für völkerrechtswidrig erklärte.
- **nicht auf politische Verhandlungen und eine dauerhaft gerechte Friedenslösung**, sondern auf regionale Vorherrschaft durch militärische Stärke, auf Angriffskriege und Rechtswillkür setzt.

Wer der Ethik und Moral ganz gleich welcher Religion oder auch nur den elementaren Menschenrechten verpflichtet ist, muss gegen das von Israel an den Palästinensern begangene Unrecht aufstehen!

Boykottmaßnahmen der Zivilgesellschaft, Investitionsstopp durch Verbände und Unternehmen sowie Sanktionen durch national- und internationalstaatliche Institutionen sind bewährte politische Instrumente der Völkergemeinschaft.

Die weltweiten Boykottkampagnen von Bürgern und Bürgerinnen aller Länder gegen Nazideutschland in den 30er/40er Jahren, die Zivilbewegungen gegen den Vietnamkrieg der 60er/70er und die internationale Anti-Apartheid-Bewegung bis in die 90er Jahre zeigen doch unmissverständlich: Waren- und Veranstaltungsboykott, Diskreditierung von einzelnen Kriegsverbrechern sowie von Regierungen, die sich über Recht und Moral erheben, sind die Mittel des einzelnen Bürgers und der einzelnen Bürgerin, politischen Druck gegen Unrecht auch individuell geltend zu machen, wenn alle anderen politischen Aktivitäten und Proteste versagen.

Wir bedauern daher zutiefst, dass Herr Dierkes seine Funktionen niedergelegt hat.

Die Wählbarkeit der Partei Die Linke halten wir, angesichts der offenkundig undemokratischen und mit Solidarität unvereinbaren Dirigismen von oben, für mehr als fraglich. Herr Dierkes muss rehabilitiert werden!

Was die Würdenträger der Ev. Kirche in Duisburg anbetrifft, rufen wir alle demokratischen Organisationen auf, ihnen durch Unterstützung der vorliegenden Offenen Antwort die gebotene Rücknahme der Ausladung von Herrn Dierkes nahe zu legen.

**Berlin, 6. März 2009**

*Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost“*

## Lesetipps

**Heiko Flottau: Die Eiserne Mauer. Palästinenser und Israelis in einem zerrissenen Land.**  
Christoph Links Verlag, Berlin 2009 – 221 S.

**Peter Ullrich: Die Linke, Israel und Palästina. Nahostdiskurse in Großbritannien und Deutschland (Studie/Diss.)**  
Dietz, Berlin Ende 2008 – 328 S. – 19,90 €

**Rolf Verleger (aktualisiert + wg. Gaza erweitert): Israels Irrweg. Eine jüdische Sicht**  
Papyrossa Verlag, Köln 2009 (2. Aufl.) – 183 S. – 12,90 €